

Wir sind Gewinner des Landespreises „Flucht, Vertreibung, Eingliederung 2021“ (2. Platz)
- Hessisches Ministerium des Innern und für Sport -

“FLUCHTGEGENSTÄNDE – EINE BRÜCKE ZWISCHEN ALTER UND NEUER HEIMAT“

EIN GENERATIONS- UND KULTURÜBERGREIFENDES
PROJEKT FÜR AKZEPTANZ UND DIALOG

AUSSTELLUNG 2022



www.we-re-member.de



we.re.member



ZUR IDEE DER AUSSTELLUNG

In den 25 Jahren seines Bestehens war und ist das FamilienZentrum wichtige Anlaufstelle für eine Vielzahl von Menschen. Unter diesen waren auch stets Migrantinnen und Migranten: aus der Türkei, dem Irak, aus den ehemaligen GUS-Staaten und seit 2015 auch aus Syrien, Eritrea, Somalia und Afghanistan. Als wir mit der Planung für diese Ausstellung vor 2 Jahren begannen, konnte von uns keiner ahnen, dass Anfang des Jahres 2022 in unmittelbarer Nähe ein Krieg ausbrechen würde. Durch die aktuelle Flucht von so vielen Menschen aus der Ukraine in unser Land hat das Projekt eine erschreckende Aktualität erhalten.

Die Flucht aus der Heimat veränderte das Leben all dieser Menschen radikal. Denken und Handeln sind geprägt von dem Spagat zwischen alter und neuer Heimat. Erinnerungen, Schmerz, die Sorge um die verlassene Familie – all das sind Themen für Geflüchtete, die ihr Leben bestimmen und die innerhalb migrierter Familien weitergegeben werden.

Diese Ausstellung möchte einerseits aufmerksam machen auf die Notwendigkeit der Unterstützung, die geflüchtete Menschen für gelingende Integration brauchen. Genauso aber möchte sie darauf hinweisen, dass Hessen – und letztlich Deutschland – schon immer ein Einwanderungsland war: knapp jeder Dritte in Hessen hat einen Migrationshintergrund.

Mit dieser Ausstellung will das FamilienZentrum den Menschen, die auf ihrer Flucht zu uns gekommen sind, ein Gesicht geben. In den Erzählungen der interviewten Menschen geht es erschütternd oft um Leben und Tod. Es geht um die Trauer, die Heimat auf unbestimmte Zeit nicht wiedersehen zu können, und es geht um die Hürden beim Ankommen in dem Land, das neue Heimat werden soll.

Die Frage, was man auf eine solche Flucht mitnimmt, wurde in den Gesprächen oft gestellt. Es gibt dabei so vielfältige Antworten, wie es Menschen gibt. Mal wurde ein besonderer religiöser Gegenstand eingepackt, mal ein Schutzzeichen mitgegeben. Manchmal waren es Alltagsgegen-

stände. In der Regel verbirgt sich dahinter der unbewusste Gedanke, die eigene Identität bewahren zu wollen. Und immer stellen diese Gegenstände Übergangsobjekte dar, die gleichermaßen für den Verlust der alten Heimat und für das Ankommen in der neuen stehen. Dabei ist bemerkenswert, dass die emotionale Aufladung mitunter erst im Laufe der Jahre entstand – dann aber über Generationen in der Familie mit diesem Gegenstand weitergegeben wurde.

Die Ausstellung zeigt Menschen aus verschiedensten Lebenswelten, die doch über die Fluchterfahrung miteinander verbunden sind. Ihr geht es darum, diesen Menschen ein Gesicht zu geben. Denn allzu oft werden diese auf ihren Status als Geflüchtete reduziert und damit stigmatisiert. Dabei geht es darum zu erkennen, dass Flucht und Vertreibung zur Menschheit genauso dazugehören wie Aufnahme und Integration. Es gilt dabei immer Geflüchtete als Menschen, als Nächste anzunehmen. Und erst die Annäherung an die Geschichte des Anderen offenbart sein Wesen. Dadurch erst kann sich Mitgefühl entfalten und wir alle können Mensch werden.



ZUM GELEIT



Annette Ruske-Wolf, Dipl.Päd.Univ.
Einrichtungsleitung FamilienZentrum BSA e.V.

In vielen Familien gibt es Gegenstände, die von Generation zu Generation weitergereicht werden. Sie erinnern an Abschied, Verlust, Tod und Trauer, erzählen aber auch von Neubeginn, haltenden Familiensystemen und Hoffnung in einer neuen Heimat.

Diese Geschichten gehören zu den Familien, genauso wie all die anderen Erinnerungen.

Das FamilienZentrum in unserer Stadt begleitet und unterstützt viele Menschen, auch geflüchtete Frauen und Männer und Kinder aus vielen Ländern dieser Erde. Immer wieder tauchte die Frage auf, was nehmen Menschen mit, was packen sie ein, wenn sie ihre Heimat verlassen müssen? Folgen wir als Menschen rein pragmatischen oder emotionalen Impulsen? Was muss unbedingt mit und darf nicht dort gelassen werden? Der Gegenstand steht für Verlust und für einen Teil der alten Heimat. Er ist ein Übergangssymbol, als Brücke zwischen der alten und der neuen Heimat.

In Interviews nähert sich die Ausstellung den Menschen im FamilienZentrum und auch innerhalb unserer Stadtmauer mit genau dieser Fragestellung. Damit gibt sie den berührenden Geschichten von 19 Frauen und Männern einen Rahmen. Wir hören von Bedrohung, Tod, Verlust und großer Angst. Von endgültigen Abschieden. Aber auch von Mut, Hoffnung und Unterstützung.

Die Ausstellung möchte die Erinnerungen dieser Menschen sichtbar machen. Und sensibilisieren für unseren Nächsten. Und zeigen, dass fast jeder von uns solch eine Geschichte, solch einen Gegenstand in seiner Familie hat: In Hessen hat derzeit jeder Dritte einen Migrationshintergrund. Unser Land ist ein Einwandererland. Die Ausstellung zeigt einmal mehr, welche Verzweiflung und Angst Krieg, Flucht und Vertreibung auslösen. Es ist existentiell, für unsere demokratischen Werte einzustehen und Menschen, die zu uns fliehen, zu unterstützen, damit sie in unserer Heimat ankommen und vielleicht eine zweite Heimat finden können.

Foto: mediotv/schauderma



Michael Roth

Mitglied des Deutschen Bundestages
Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses

Schirmherr der Ausstellung

Sehr geehrte Damen und Herren,

liebe Freundinnen und Freunde des Familienzentrums,

seit dem 24. Februar ist unsere Welt eine andere. Von einem auf den anderen Tag brachte Russland unsägliches Leid über die Ukraine, riss Familien auseinander und ließ eine Gesellschaft, die im Frieden eingeschlafen war, in einem Krieg aufwachen. Es sind diese Schicksale, die uns berühren, wütend und traurig zugleich machen und die uns mit Blick auf die Fluchtbewegungen der letzten Jahre doch so vertraut vorkommen.

Wir leben in einer Welt, in der sich zu Beginn dieses Jahres mindestens 90 Millionen Menschen auf der Flucht vor Krieg und Verfolgung befunden haben. Wir leben in einer Welt, in der Menschen immer noch tagtäglich unterdrückt und verfolgt werden – aufgrund ihrer politischen Überzeugung, ihrer Herkunft, Religion oder sexuellen Identität. Mit ihrer Flucht suchen sie Schutz und ein Leben in Freiheit und Sicherheit – viele auch bei uns hier in Nordhessen.

Doch Flucht ist kein Thema, das uns nur heute beschäftigt. Der Zwang, Familie und Heimat hinter sich zu lassen und in ein neues Land aufzubrechen, prägt unsere Gesellschaften seit jeher. Flucht bedeutet Vergangenheit und Gegenwart zugleich. Und so freue ich mich, dass wir heute mit der Eröffnung der Ausstellung „Fluchtgegenstände“ einen sehr persönlichen Einblick in die Fluchtgeschichte von 19 Menschen gewinnen können, die seit 1945 bis in die heutige Zeit geflohen sind.

„Auf einmal heißt es, alles stehen und liegen zu lassen, um nachts mit einem Koffer voll zu fliehen.“ Mit diesen Worten beginnt das Gedicht eines anonymen Autors, das auch hier im Grenzmuseum Schiffersgrund zu lesen ist. Ob vor Krieg und Gewalt in der Ukraine, dem diktatorischen System der DDR oder aus Angst vor Verfolgung und Zwangsarbeit in Schlesien – überall wurden und werden Menschen gezwungen, ihre Heimat zu verlassen.

So möchte ich mit den Worten des genannten Autors schließen und jede und jeden dazu ermutigen, alle Menschen, die mit „nichts als einem Koffer“ vor unserer Tür stehen, herzlich, offen und hilfsbereit zu empfangen. Denn, so heißt es weiter: „Kein Zuhause haben, wisst ihr, was das heißt?!“

Ich bedanke mich herzlich beim Familienzentrum Bad Sooden-Allendorf sowie der Gedenkstätte Schiffersgrund für diese gelungene Ausstellung und wünsche Ihnen viel Freude beim Besuch.

Ihr

Michael Roth

Bad Sooden-Allendorf, Oktober 2022



Kai Klose

Hessischer Minister für Soziales und Integration

Sehr geehrte Interessierte,

Krieg und Vertreibung führen zu großem Leid. Die eigene Heimat, und damit Familienangehörige, Freunde, Beruf oder Materielles durch die Flucht ins Ungewisse zurückzulassen erweist sich als einzige Chance.

Oft kann nichts oder nur das Allernötigste mitgenommen werden. Die Ausstellung „Fluchtgegenstände“ befasst sich damit, was Menschen retten konnten – manchmal als einziger Bezugspunkte zu ihrem früheren Leben. Ausstellung und Broschüre laden Sie zur Auseinandersetzung mit diesen Fluchtgeschichten ein, zum Dialog und zur Begegnung, damit wechselseitiges Verständnis wachsen, Vorurteile abgebaut und Teilhabe ermöglicht werden.

Was würden Sie mitnehmen?

Kai Klose

Hessischer Minister für Soziales und Integration



Margarete Ziegler-Raschdorf

Landesbeauftragten der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler

Liebe Besucherinnen und Besucher der Ausstellung, sehr geehrte Damen und Herren,

als Landesbeauftragte der Hessischen Landesregierung für Heimatvertriebene und Spätaussiedler freue ich mich sehr über die Ausstellung Fluchtgegenstände – eine Brücke zwischen alter und neuer Heimat“, die wir im letzten Jahr mit dem 2. Platz des Landespreises „Flucht, Vertreibung, Eingliederung 2021“ auszeichnen konnten.

Ich danke all jenen ganz herzlich, die diese Ausstellung ermöglicht haben, ein besonderer Dank gilt dabei dem FamilienZentrum Bad Sooden-Allendorf e.V., das mit dieser Ausstellung einen ausgesprochen wichtigen Beitrag zur Erinnerungspflege und zum Erhalt des kulturellen Erbes leistet. Die Ausstellung baut eine Brücke zwischen „alter“ und „neuer“ Heimat und leistet einen wichtigen Beitrag für Toleranz und Verständigung.

Die Erinnerung an Flucht und Vertreibung und das Schicksal der Betroffenen lebendig zu halten, ist für jetzige und künftige Generationen

wichtig um zu erkennen, wozu Krieg, Hass und Gewalt führen und um zu verstehen, was Heimatverlust bedeutet.

So ist es mein herzlicher Wunsch, dass diese Ausstellung möglichst viele Besucherinnen und Besucher anzieht und dazu beiträgt, Mitgefühl und Wertschätzung für diejenigen zu empfinden, die den Verlust der Heimat zu beklagen haben. Es würde mich als Landesbeauftragte sehr freuen, wenn die Ausstellung auch ein Stück dazu beiträgt, die Auseinandersetzung mit dem Thema „Flucht, Vertreibung, ihren Folgen und dem damit verbundenen kulturellen Erbe“ stärker in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu bringen.

Mit den besten Grüßen und Wünschen

Margarete Ziegler-Raschdorf



Nicole Rathgeber

Landrätin Werra-Meißner-Kreis

Sehr geehrte Damen und Herren,

das FamilienZentrum in Bad Sooden-Allendorf hat seit über 2 Jahren eine Ausstellung mit dem Titel "Fluchtgegenstände - eine Brücke zwischen alter und neuer Heimat" vorbereitet und damit ein hochaktuelles Thema aufgegriffen, dass uns alle betrifft.

Am 1. Oktober ist es nun soweit, das Ausstellungsprojekt wird feierlich im Grenzmuseum "Schiffersgrund" in Asbach-Sickenberg eröffnet. Die Veranstaltung kann deshalb auch Teil der zur selben Zeit stattfindenden "Interkulturellen Woche" im Werra-Meißner-Kreis sein. Dies ist ein glücklicher Umstand, wird so doch der aktuelle Bezug zu den Herausforderungen und Maßnahmen im Bereich Integration und interkulturelles Zusammenleben noch stärker herausgehoben und der Focus auf die menschlichen Dimensionen von Flucht und Vertreibung gelenkt.

Die Ausstellungsmacher haben 19 Menschen, die in den Jahren 1945 bis zum heutigen Tage ihre Heimat, in Schlesien, dem Sudetenland, der DDR, Eritrea, Tschechien, Tschetschenien, der Ukraine und vielen andere Ländern mehr, verlassen mussten, befragt, welche Gegenstände sie mit auf die Flucht genommen haben. In der Ausstellung selbst zeigen die Ausstellungsmacher Fotos dieser Menschen und der Gegen-

stände, die sie auf der Flucht bis zu uns bei sich trugen. Viele der Exponate sind heute noch als Erinnerung an die alte Heimat vorhanden, dies macht die Auseinandersetzung mit den Fluchtgeschichten besonders persönlich und intensiv. Zusätzlich bewegen die Geschichten die es dazu zu lesen gibt.

Die Ausstellung zeigt so eindringlich die schrecklichen Folgen für die von Flucht betroffenen Menschen und mahnt zu Solidarität und Mitmenschlichkeit. Gerade die aktuelle Situation in der Ukraine, aber auch die Flüchtlingsboote im Mittelmeer, sind Ausdruck einer Welt, in der Flucht und Vertreibung immer noch tägliche erschreckende Realität sind. Wir alle sind gefordert, hier klar Position zu beziehen und auch zukünftig Solidarität und Mitmenschlichkeit zu beweisen.

Ich möchte dem FamilienZentrum für diese hervorragende Ausstellungsidee danken! Die Ausstellungsmacher können mit Recht sehr stolz auf dieses Projekt sein, welches sicher viele interessierte Besucherinnen und Besucher anziehen wird.

Ihre

Nicole Rathgeber

Landrätin Werra-Meißner-Kreis



Frank Hix

Bürgermeister Bad Sooden-Allendorf

Liebe Gäste und BesucherInnen,

Bad Sooden-Allendorf ist eine bunte und weltoffene Stadt. Wir helfen Menschen in Not, nehmen sie auf und helfen da wo wir können.

Vereine, Unternehmen und einzelne Personen setzen sich dafür ein, dass sich diese Menschen in Not geborgen und sicher fühlen.

Viele, besonders die geflüchteten Menschen, leben mit schweren Schicksalsschlägen und in großer Angst um ihre Liebsten. Wir können nur erahnen, wie sie sich fühlen und welche Bedürfnisse sie haben.

Dass sich mit dieser Ausstellung Menschen öffnen und frei über ihre Vergangenheit, Verzweiflung, ihren Schmerz, aber auch ihre Wünsche äußern, ist bemerkenswert und mutig.

Es hilft uns allen im gegenseitigen Umgang und im Zusammenleben, wenn wir wissen was in

dem anderen vorgeht. Der Austausch zwischen Geflüchteten und uns hilft dem gegenseitigen Verständnis, trägt zur Verständigung bei und führt uns als Gesellschaft zusammen, die allen Herausforderungen standhalten kann.

Mein Dank gilt insbesondere diesen Menschen, die ihr Herz öffnen und unserem Familienzentrum, das stets offene Türen für alle bereithält und damit einen immens wertvollen Beitrag für unsere Gemeinschaft leisten.

Vielen Dank!

Ihr

Frank Hix

Bürgermeister Bad Sooden-Allendorf



Gebetbuch und Perlenkette

Zena Abo Essen

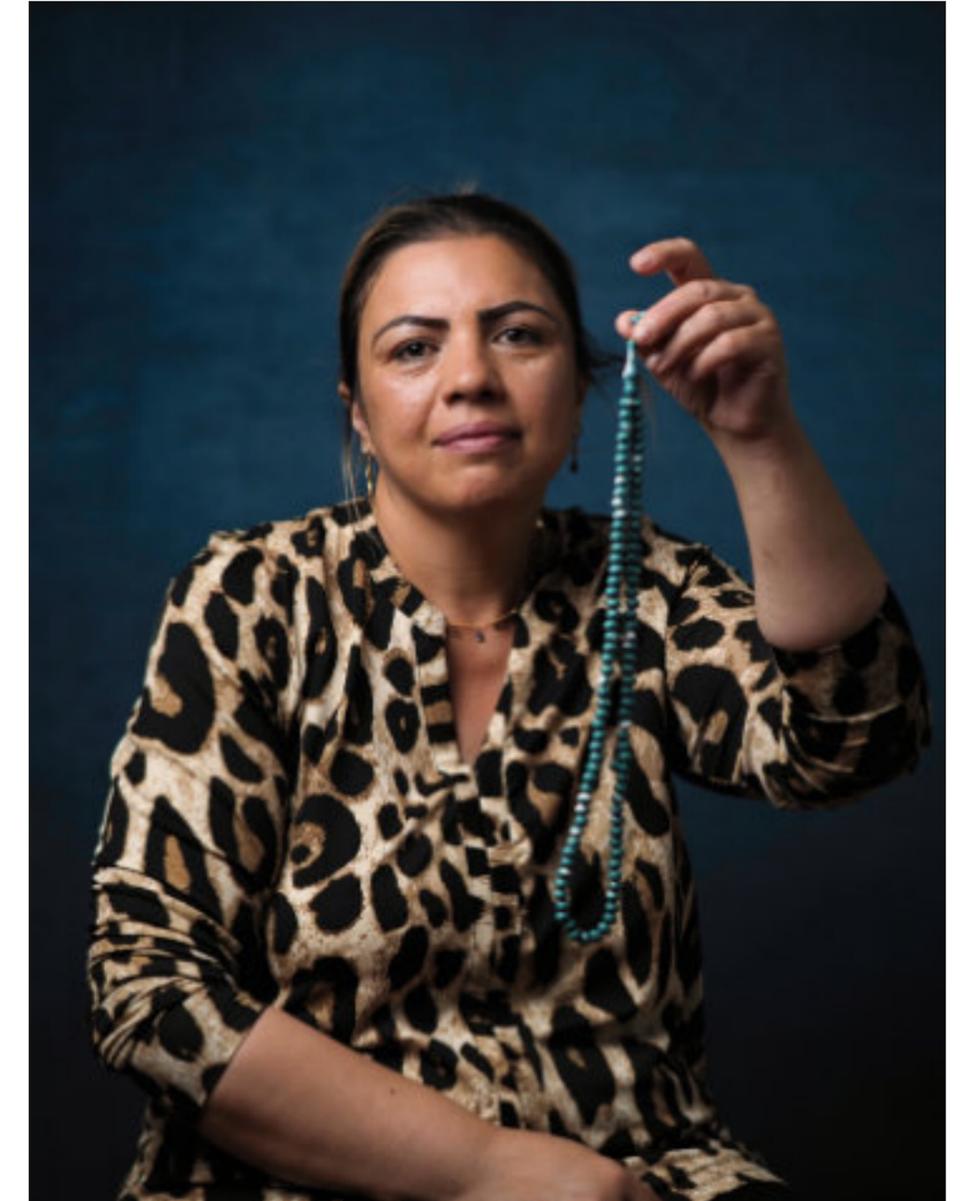
Geboren am 21.6.1979

Flucht 2015 aus dem Irak > Syrien > Türkei > Griechenland > Serbien > Nordmazedonien > Österreich > Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 36 Jahre

Gegenstand: Gebetbuch, Gebets-Perlenkette

„
„Ich habe nicht daran geglaubt, dass meine Kinder und ich an einem sicheren Ort lebend ankommen würden – nur Gott konnte es wissen. Wir haben eigentlich damit gerechnet, dass wir irgendwann unterwegs sterben müssen, wie so viele andere Menschen während der Flucht.“



Mein Mann war Beamter, also als Soldat mit einem hohen Posten angestellt. Man wollte ihn umbringen. Er wurde verfolgt und täglich bedroht, und man hat auch meinen Sohn festgenommen. Jeden Tag haben sie uns aufgesucht und versucht, den Kindern und meinem Mann etwas anzutun. Eines Abends erhielten meine Kinder und ich einen Drohbrief, in dem stand, dass wir das Haus noch am selben Abend verlassen müssten.

In derselben Nacht kam jemand ins Haus und rief den Namen meines Mannes. In dem Moment war aber nur dessen Bruder da, der ihm sehr ähnlich sah. Man hat ihm nicht die Gelegenheit gegeben, dass er überhaupt aussprechen kann, dass er es nicht ist. Er wollte einfach sagen: „Ich bin nicht die Person, für die ihr mich haltet.“ Sie haben ihn vor meinen Augen umgebracht.

Ich bin dann von der einen auf die andere Stunde mit meinen drei Söhnen – ein, zwölf und 14 Jahre alt – aus dem Haus geflohen. Wir sind in Abschnitten entlang der Wälder aus dem Irak in Richtung Syrien gelaufen. Nach stundenlangem Marsch sind wir irgendwann in der Frühe in

Syrien angekommen. Ich habe nur das Notwendigste mitgenommen, fast nur die Kleidung, die wir an hatten. Ein anderer Bruder meines Mannes hatte mir noch das Gebetbuch mitgegeben – als Segen für die Flucht, dass es uns die Flucht erleichtere, dass ich an einem sicheren Ort mit meinen Kindern ankommen solle.

In Syrien sind wir dann auch noch mal zwei Tage durch verschiedene Orte gelaufen. Ich hatte ständig Angst, dass uns jemand verfolgt – der Name meiner Kinder war bekannt, und es stand zu befürchten, dass uns der IS unterwegs inhaftiert und mir die Kinder wegnimmt.

Nach vier Tagen Flucht sind wir dann an einem sicheren Ort in Syrien angekommen, dort gab es noch einige andere Familien aus unserem Heimatort, die mit uns geflohen sind. Mit einem Schleuser sind wir dann nachts zu Fuß über die Berge in die Türkei geflohen. Tagsüber haben wir unter Bäumen pausiert, in der Nacht sind wir weitergelaufen, bis wir irgendwann angekommen sind. Von dort aus mussten wir einen anderen Schleuser finden, der uns dann weiterschicken konnte.

Aus der Türkei sind wir dann mit Hunderten von Menschen mit Booten nach Griechenland übersetzt. Wir waren manchmal fast 70 Personen in einem Boot, in das nur etwa 30 Personen hineingepasst haben. Die Wellen waren so stark, dass das Boot umgekippt ist und wir alle ins Meer fielen. Zum Glück hatten wir Schutzwesten an, die uns das Leben gerettet haben. Ich hatte nur meinen kleinsten Sohn bei mir – ich habe die Weste um ihn gewickelt, sodass wir beide überleben können. Von den anderen beiden Söhnen wusste ich bis zum nächsten Morgen nicht, ob sie noch mit an Bord oder ertrunken sind. Ich habe nur meinen mittleren Sohn immer meinen Namen schreien hören. Viele Menschen sind auf der Flucht im Wasser umgekommen. Das waren die schwierigsten Szenen, die ich miterleben musste – neben der Tatsache, dass ich gar nicht wusste, ob meine Kinder eigentlich noch leben.

An der griechischen Grenze angekommen, wurden wir direkt wieder in die Türkei geschickt. Sie haben uns da nicht aufgenommen, weil wahrscheinlich zu viele Menschen Zuflucht gesucht haben. An der türkischen Grenze haben

wir einen neuen Schleuser gefunden, der uns dort zwei Tage lang ohne Essen im Wald warten ließ, bis wir wieder mit Booten versucht haben, auf die griechische Seite zu kommen. Um 5 Uhr morgens ist es uns dann gelungen, auf der griechischen Seite anzukommen und auch aufgenommen zu werden. Ich bin dann mit meinen Kindern zwei Tage später zu Fuß über Serbien und Nordmazedonien und Österreich weitergeflohen und nach drei Wochen schließlich nach Deutschland gekommen.

Ich habe nicht daran geglaubt, dass meine Kinder und ich an einem sicheren Ort lebend ankommen würden – nur Gott konnte es wissen. Wir haben eigentlich damit gerechnet, dass wir irgendwann unterwegs sterben müssen, wie so viele andere Menschen während der Flucht.

„Das Gebetbuch hat mir unterwegs viel Kraft gegeben. Es hat mich und meine Kinder beschützt.“

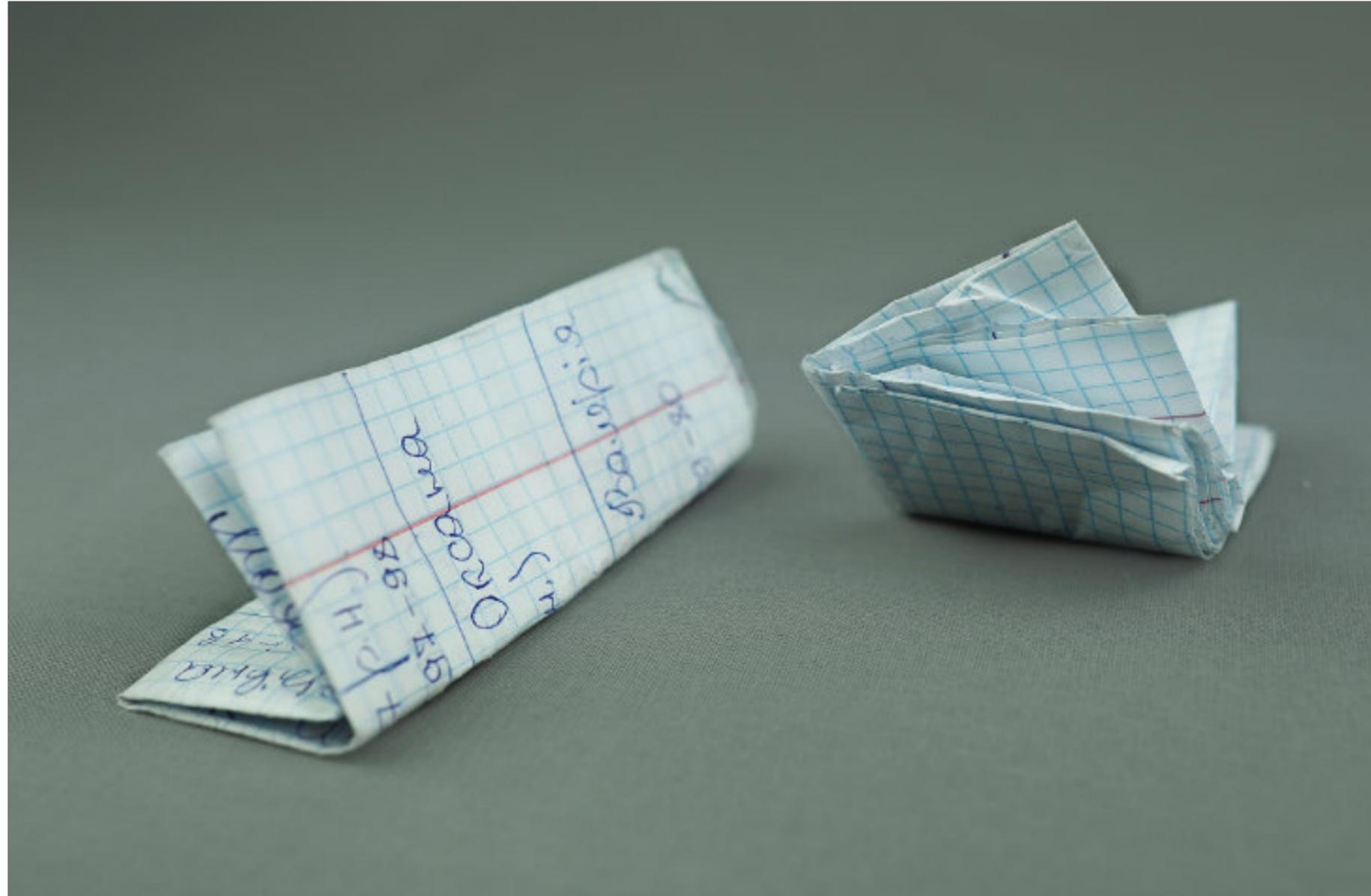
Das Gebetbuch ist für uns Muslime sehr wichtig. Wir glauben fest daran, dass es uns in allen Situationen Schutz gibt. Auch im alltäglichen Leben sollte man es bei sich tragen – denn man sagt: „Man weiß nicht, wann und wo man stirbt, und als toter Mensch sollte man es bei sich haben.“ Das Gebetbuch hat mir unterwegs viel Kraft gegeben. Es hat mich und meine Kinder beschützt.

Ich habe es die ganze Flucht bei mir gehabt. Es ist sogar übers Wasser mitgekommen, zwar nass, aber es ist nicht weggekommen. Ich habe viele Papiere und viele andere Gegenstände verloren, aber das Buch hat die Flucht überlebt. Ich habe es heute immer bei mir, es erinnert mich jedes Mal an meine Flucht nach Deutschland. Die Perlenkette gehört zu unserem Gebetbuch dazu.

Es ist für mich, als würde ich hier in einer anderen Welt leben. In meiner Heimat war ich gezwungen, mein Kopftuch zu tragen, was ich hier ablegen konnte. Es ist für mich sehr wichtig, dass ich hier Freiheiten und Rechte habe. Ich kann mit meinen Kindern in Schutz und in Sicherheit leben. Auf der Straße brauche ich keine Angst zu

haben, von irgendjemandem verfolgt zu werden. Ich brauche mir keine Sorgen mehr um meinen Mann zu machen, und ich bin froh darüber, dass meine Kinder hier eine Zukunft haben.

Durch die Flucht habe ich gelernt, dass Frauen dieselben Rechte wie Männer haben. Ich kann jetzt zusammen mit meinem Mann arbeiten gehen, ich muss nicht zu Hause bleiben und nur meine Rolle als Hausfrau annehmen. In unserer Kultur im Islam ist es nicht gewöhnlich, dass die Frau Rechte hat, und dass die Frau arbeiten geht, das gehört sich einfach nicht. Das erlebe ich hier anders – und das ist auch das, was mich glücklich macht und mir neue Hoffnung gegeben hat.



Lose Zettel mit Informationen

Olha Vovk

Flucht März 2022 Ukraine > Deutschland
Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 34 Jahre
Gegenstand: lose Zettel mit Informationen

Ich habe einen Zettel für jedes meiner Kinder mit ihren Namen, dem Geburtsdatum und meiner Telefonnummer geschrieben – wenn etwas mit mir oder mit den Kindern passiert wäre oder sie verlorengegangen wären, hätten wir sie so wiederfinden können. Am ersten Tag des Krieges habe ich meinem großen Sohn Sasha gesagt: „Wenn ich irgendwo liege, ohne ein Zeichen, dass ich lebe, oder wenn wir Hilfe brauchen, musst du zuerst um Papa kümmern. Papa ist stark und kann dann uns anderen helfen.“



UKRAINE > DEUTSCHLAND

„Zu Hause habe ich die Matratze vor das Fenster gestellt, davor den Schrank – wenn eine Bombe gekommen wäre, hätte das vielleicht ein bisschen geholfen.“

Mein Name ist Olha Vovk, ich wurde am 1. Juni 1987 in der Stadt Winnyzja in der Ukraine geboren. Ich bin verheiratet, habe drei Kinder, die bei der Flucht vier, sechs und neun Jahre alt waren, und meinen Mann. In meiner Heimat bin ich jeden Tag zur Arbeit gegangen, meine beiden kleinen Kinder in den Kindergarten, das große zur Schule. Mein Mann hat gearbeitet, wir wohnten zusammen mit Oma. Wir hatten ein Haus mit Garten, haben Picknick gemacht und gegrillt. Im Sommer sind wir ans Meer gereist und haben viel Zeit mit Freunden verbracht. Bis jetzt habe ich Jura als Fernlehrgang studiert. Das war ein so schönes und gemütliches Leben!

Am 24. Februar 2022 begann der Krieg. Jeden Tag hörten wir die Sirenen. Die Kinder bekamen große, große Angst. Wir packten dann immer schnell die Sachen und liefen in den Keller. Am nächsten Tag saßen wir wieder mit den Kindern im Keller. Mein Mann war sehr besorgt. „Du musst in ein anderes Land fahren, du kannst nicht hierbleiben.“ Er wollte mich beschützen. Ein paar tausend Leute sind jeden Tag nach Polen und Deutschland geflohen.

Als der Krieg begann, hatte ich auch Angst. Zu Hause habe ich die Matratze vor das Fenster gestellt, davor den Schrank – wenn eine Bombe gekommen wäre, hätte das vielleicht ein bisschen geholfen.

Ich habe einen Zettel für jedes meiner Kinder mit ihren Namen, dem Geburtsdatum und meiner Telefonnummer geschrieben – wenn etwas mit mir oder mit den Kindern passiert wäre oder sie verlorengegangen wären, hätten wir sie so wie-

derfinden können. Am ersten Tag des Krieges habe ich meinem großen Sohn Sasha gesagt: „Wenn ich irgendwo liege, ohne ein Zeichen, dass ich lebe, oder wenn wir Hilfe brauchen, musst dich du zuerst um Papa kümmern. Papa ist stark und kann dann uns anderen helfen.“

Zunächst sind wir ein paar Tage aufs Land gefahren. Doch auch dort mussten wir bei Sirenenalarm jeden Tag in den Keller. Da rief mich mein Mann an: „Ich habe einen Bus mit Freiwilligen gefunden, die dir helfen, zur Grenze zu kommen!“ Ich habe dann schnell unsere Sachen gepackt und bin mit diesem Bus bis etwa fünf Kilometer vor die polnische Grenze gekommen.

Den weiteren Weg musste ich mit meinen Kindern laufen, von 6 Uhr abends bis 4 Uhr morgens, die ganze Nacht. Vor uns waren ein paar tausend Leute, hinter uns ein paar tausend. Ich hatte nur meine Dokumente, ein bisschen zu essen und zu trinken und einen Koffer mit Sachen

für die Kinder und mich dabei. Die Kinder konnten bald nicht mehr stehen und wollten schlafen, sie waren so müde! Besonders schwierig war es, als sie auf die Toilette gehen wollten. Du konntest das nicht vor all den Leuten machen. Ich ging also mit einem Kind auf Toilette – und als ich zurückkam, war die Menschenmenge so groß, dass ich nicht mehr sehen konnte, wo meine anderen Kinder standen. Einige Leute riefen mich, und ich fand meine Kinder zum Glück wieder. Das nächste Mal sind die kleinen Kinder mit meinem großen Sohn zusammen auf Toilette gegangen, ich habe draußen gewartet. Es war ganz schwierig und sehr kalt.

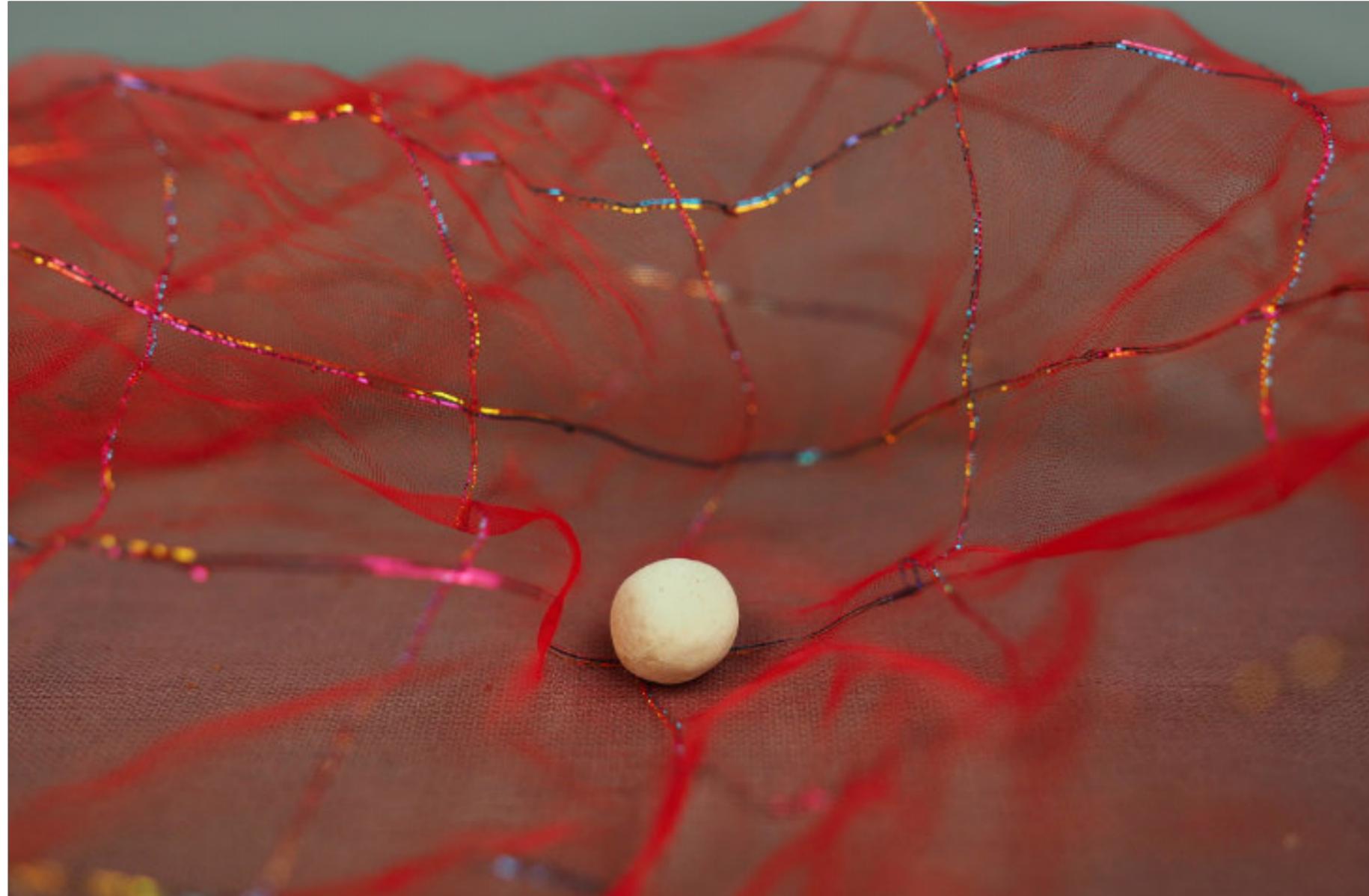
An der ukrainischen Grenze stand eine Bank, auf der ich mit meinen Kindern warten konnte, bis sie meine Dokumente annahmen. Dann sind wir an die Grenze gekommen. Dort haben wir von den Leuten Decken und Tee bekommen. Wir mussten dann noch einmal weiter warten, es war aber schon warm und gemütlich.

Zwei Stunden hat es von der ukrainischen bis zur polnischen Grenze gedauert, bis alles vorbei war. Dort war es sehr gut organisiert, es gab heißen Tee, Kaffee und Suppe. Hinter der Grenze wartete ein anderer Bus, der uns zur polnischen Stadt Krynica-Zdrój brachte, wo uns wieder Leute halfen, uns Essen und Klamotten gaben. Wir konnten im Hotel schlafen. Wir blieben dort fünf, sechs Tage, dann kam der deutsche Bürgermeister Frank Hix mit einem ganzen Bus voller Hilfe für die Ukrainer in diese Stadt. Er sagte, dass sie 20 Personen nach Deutschland in die Stadt Bad Sooden-Allendorf mitnehmen könnten. Am 11. März 2022 sind wir in Allendorf angekommen.

„Als wir hier Flugzeuge gesehen haben, hatte mein großer Sohn in der ersten Zeit immer noch große Angst, dass vielleicht Bomben kommen.“

Und immer, wenn hier der Sirenen-Probearm der Feuerwehr war, haben die Mädchen geweint. Sie haben bis jetzt Angst, wenn sie so etwas hören. Es ist für mich schwierig ohne meinen Mann. Wir telefonieren jeden Tag. Ich bin alleine hier, es ist eine neue Sprache, die ich nicht kenne. Aber die Leute sind sehr freundlich und helfen mir. Vielen Dank an Polen und Deutschland – was die Menschen dort alles für ukrainische Kinder und Menschen auf der Flucht organisieren.

Ich hatte nur einen Koffer für mich und meine drei Kinder mit dabei. Darin befanden sich neben den wichtigsten Sachen nur ein paar Dokumente: Mein ukrainischer Pass, die Geburtsurkunden der Kinder und meine Heiratsurkunde.



Berat

Alyas Namo

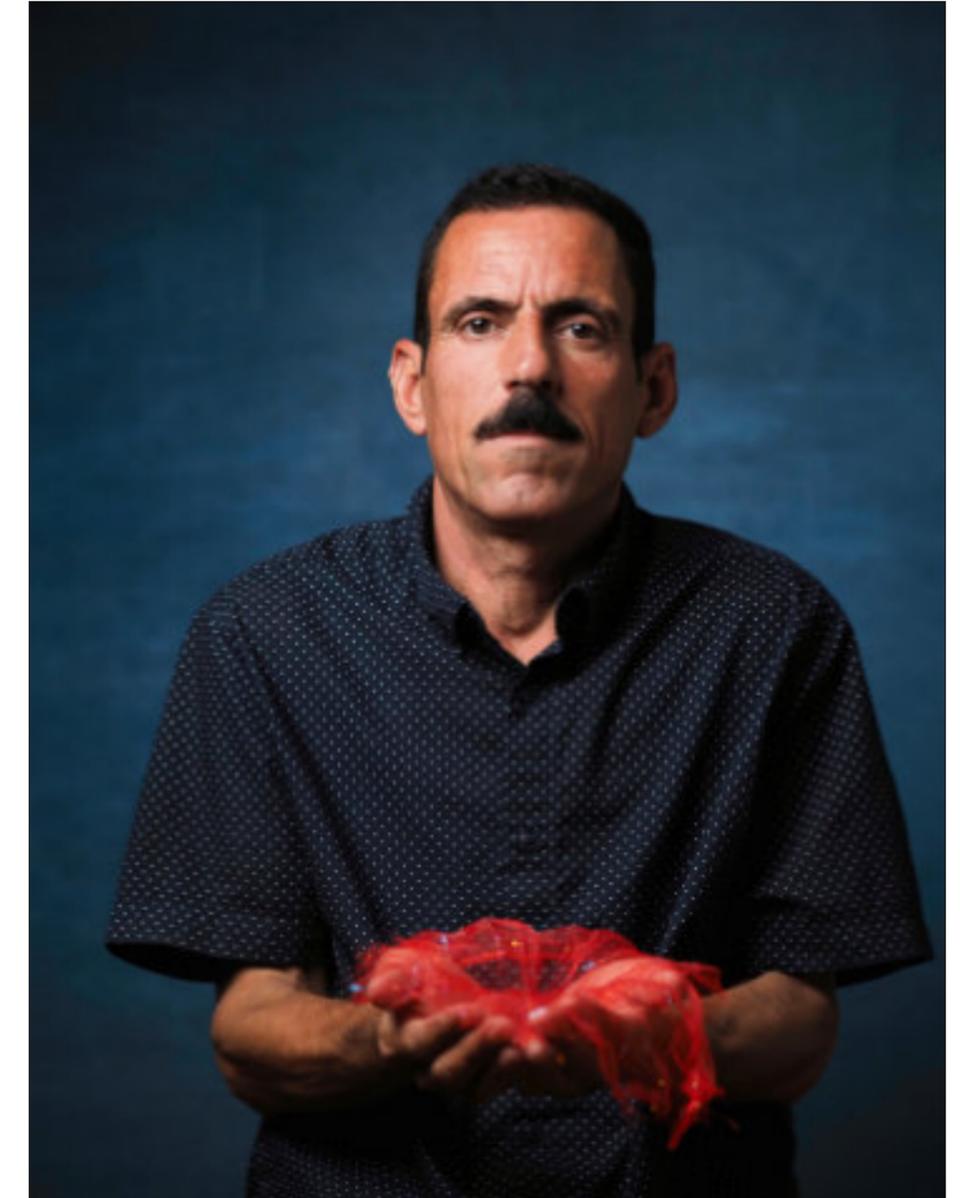
Geboren: 1.1.1975

Flucht 2014 aus dem Irak nach Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 39 Jahre

Gegenstand: Berat (religiöses Symbol)

“
*„Diese Heimat, wie sie früher war, diese Geborgenheit,
gibt es einfach nicht mehr. Es ist dort fast alles zerstört und
somit kein Ort mehr, an den ich zurückkehren möchte.
Es gibt dort keine Zukunft mehr.“*



IRAK > DEUTSCHLAND

Ich bin mit meiner Familie 2014, als der Islamische Staat unsere Region eingenommen hat, aus dem Irak geflohen. Es wurden Tausende, wenn nicht Hunderttausende Menschen umgebracht. Sie haben auch meine zwei Onkel getötet. Das habe ich alles miterlebt, meine Familie auch. Tausende jesidischer Mädchen wurden an Männer verkauft. Bis heute gibt es noch mehr als 3.000 Mädchen, die in ihren Händen sind und versklavt wurden. Man muss sich das vorstellen: Ein Mädchen wird für 100,- Dollar verkauft!

Als der Krieg angefangen hat, als unsere Heimat vom IS eingenommen wurde, fühlte ich natürlich Enttäuschung, Trauer, auch Wut. Wir sind ungewollt aus unserer Heimat geflohen und mussten vieles zurücklassen – unser ganzes Vermögen war von einem auf den anderen Tag verloren.

Unsere Flucht war sehr schwierig, meine Familie und ich haben acht Monate in Zeltlagern in der Türkei verbracht. In den Zeltlagern lebten wir mit elf Personen auf vier Quadratmetern. Das Herausforderndste war, dass ich mich um die ganze Familie kümmern musste, vor allem um meine gehbehinderte Tochter und meine Mutter in ihren Rollstühlen. Ich hatte alle meine Kinder dabei, die zu der Zeit noch klein waren. Wir mussten zwischendurch mehrere Kilometer zu Fuß zurücklegen oder die Rollstühle in die Züge und in die Autos hineinbekommen. Mehrere Male ist meine Mutter aus dem Rollstuhl herausgefallen und hat sich Verletzungen zugezogen.

Ich wusste von Freunden, dass die Strecke von der Türkei nach Griechenland über das Meer sehr gefährlich wird. Es war für mich eine riesengroße Erleichterung, als wir es schließlich überquert hatten. Das war der Moment, als wir wussten, dass wir jetzt in Sicherheit sind.

Ein „Berat“ muss jede jesidische Familie bei sich zu Hause hängen haben. Man darf es nicht irgendwo hinterlassen. Wenn man auf der Flucht vor Krieg ist, muss man versuchen, es an seinen neuen Ort mitzunehmen, egal, wo man auf der Welt dann wohnt. Das Berat hat eine wertvolle Bedeutung: Man darf in der Familie nicht lügen, man darf nicht untreu sein, man muss „ein gerader Mensch sein“, wie wir sagen.

Wir Jesiden glauben sehr stark an das Berat. Es hat mir und meiner Familie ein Stück Geborgenheit geschenkt – wir haben uns auf der Flucht sicherer gefühlt, und wir haben ein Stück Heimat mit dabei gehabt. Es hat uns auch Hoffnung gegeben, weil unsere Gebete damit in Verbindung stehen. Es ist das höchste Symbol im Jesidentum – es zeigt jedem, dass wir eine jesidische Familie sind, weil es sichtbar aufgehängt wird.

Das Berat besteht aus heiligem Wasser aus der Grabstätte in Lalisch, aus der Erde und aus dem Salz dieses Ortes – aus diesen drei Bestandteilen wird es hergestellt. Diese Kugel hält jahrelang.

„Das Größte, was ich erlebt habe, ist, dass ich hier Mensch sein darf.“

Heimat bedeutet für mich sehr viel – es ist der Ort, an dem ich mit meinen Eltern aufgewachsen bin und wo meine Kinder geboren worden sind. Leider weiß ich, dass diese Heimat nicht mehr existiert, wie es einmal war. Diese Heimat, wie sie früher war, diese Geborgenheit, gibt es einfach nicht mehr. Es ist dort fast alles zerstört und somit kein Ort mehr, an den ich zurückkehren möchte. Es gibt dort keine Zukunft mehr. Der einzige Ort, den ich gerne noch einmal besuchen möchte, ist unsere Grabstätte in Lalisch.

Ich lebe jetzt seit mehr als fünf Jahren in Deutschland. Das Größte, was ich erlebt habe, ist, dass ich hier Mensch sein darf. Es gibt Menschenrechte, man kann seine Meinung sagen, man hat das Recht auf Bildung, meine Kinder haben hier eine Zukunft. Alle Menschen werden gleichbehandelt, alle Religionen werden an einen Tisch gebracht.

Das Wichtigste, was man braucht, um eine Zukunft zu finden – egal, in welchem europäischen Land: dass man von vornherein versucht, sich ein Stück weit anzupassen, dass man versucht, die Sprache zu lernen. Man kann seine Religion in seinen eigenen vier Wänden ausleben, aber man muss nach außen hin auch ein Stück Respekt, ein Stück Dank zeigen.

Ich mache mir Sorgen um die Menschen, die noch in der Heimat in diesen Zeltlagern geblieben sind, denen es nicht so gut geht. Und ich wünsche mir einfach, dass sie irgendwann auch Frieden finden und Hilfe bekommen.



Bräter

Leonhard Eilsberger

Geboren 27.10.1938 in Kalkhöfen, ehemaliges Ostpreußen
Flucht 1944 aus Ribbenau (Rominter Heide) > Wehrkirchen >
Auerbach (Vogtland) > Orlishausen (Thüringen) >
Rödingsdorf /Weimar > unterwegs in der Welt >
Bad Sooden-Allendorf

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 6 Jahre

Gegenstand: Bräter

*„Mein Vater war als Soldat in Russland –
der wusste, dass der Krieg verloren ist.
Da hat er meiner Mutter geschrieben:
„Sieh zu, dass du über die Weichsel kommst!“*



RIBBENAU (ROMINTER HEIDE) > WEHRKIRCHEN > AUERBACH (VOGTLAND) > ORLISHAUSEN (THÜRINGEN) >

Unser Heimatort hieß Ribbenau in der Rominter Heide, heute liegt das in Kaliningrad. Wir hatten damals sogar Knechte. Litauen war nicht weit weg von uns, da war immer jemand da, der die Küchenarbeit gemacht hat. Meine Mutter hatte mit drei kleinen Kindern keine Zeit dafür. Ich war bei der Flucht sechs Jahre alt, eine Schwester fünf, die andere vier Jahre.

Mein Vater war als Soldat in Russland – der wusste, dass der Krieg verloren ist. Da hat er meiner Mutter geschrieben: „Sieh zu, dass du über die Weichsel kommst!“ Ihre Schwester und ihr Bruder haben ihr geholfen, alles einzupacken. Meine Mutter hat ihre Nähmaschine, das Bettzeug und einen Bräter mitgenommen, dazu noch einige andere Sachen, die aber im Laufe der Zeit abhandengekommen sind. Ich habe mich damals

gewundert, wie schwer das Fluchtgepäck war – es stellte sich heraus, dass es der gusseiserne Bräter war. Wir haben noch ein Schwein geschlachtet, damit wir unterwegs genug zu essen hatten. Am Bahnhof in Wehrkirchen, unserer Kreisstadt, damals Ostpreußen, haben wir Ende 1944 alles, was wir hatten, in einen Zug verladen.

Von dort aus sind wir nach Auerbach im Vogtland gekommen. Als Flüchtlinge haben wir ein Zuhause bei Einheimischen erhalten. Als Dresden damals so schlimm bombardiert wurde, hat sie sich mit uns immer im Graben versteckt, weil die Bomben immer dichter kamen. Wir sahen die Einschläge und die Feuer aus Dresden. Wir sind dann zu Fuß mit dem Handwagen weitergegangen, nach Hause zu den Leuten, wo wir untergekommen waren.

Mein Vater wusste ja, wo wir waren, und kam dann 1945 nach Thüringen in die Nähe von Sömmerda, Orlishausen hieß der Ort. Dort waren zunächst die Amerikaner –Thüringen und weitere Gebiete des späteren Ostdeutschlands wurden ja im Sommer 1945 an die Russen übergeben. Er geriet in amerikanische Gefangenschaft, „entließ“ sich aber selbst. In Orlishausen gab es einen Mühlenbach, durch den er flüchtete und bei einem Bauern unterkam, der ihn mit Essen versorgte. Damit sie ihn nicht erwischen konnten, blieb mein Vater in der Scheune.

„Er trug als Tarnung eine Hacke und einen Blaumann, damit sie ihn nicht erwischten, er hatte ja keine gültigen Ausweispapiere.“

RÖDINGSDORF /WEIMAR > UNTERWEGS IN DER WELT > BAD SOODEN-ALLENDORF

Als die Ernte eingefahren war, bei der mein Vater dem Bauern noch mithalf, lief er drei Tage zu Fuß von Orlishausen zu uns ins Vogtland. Er hatte uns geschrieben und war so in Kontakt mit meiner Mutter. Er trug als Tarnung eine Hacke und einen Blaumann, damit sie ihn nicht erwischten, er hatte ja keine gültigen Ausweispapiere. Die Frau, bei der wir in Auerbach wohnten, war beim Ordnungsamt beschäftigt, sie hat meinem Vater einen provisorischen Ausweis besorgt – so war er erst einmal geschützt. Er organisierte dann einen Pferdefuhrwagen, in den wir die restlichen Dinge, die wir noch hatten, einluden. Dann fuhren wir alle von Auerbach zurück nach Orlishausen zu dem Bauern, dem mein Vater geholfen hatte.

Etwa ein halbes Jahr später sind wir dann ins etwa 40 Kilometer entfernte Rödigsdorf bei Weimar umgezogen. Dort wurden wir mit fünf oder sechs anderen Familien „Neubauern“, wie es damals hieß – wir bekamen ein Gehöft mit Wohnhaus, Scheune und Stall zugewiesen und hatten einen Ochsen und ein Pferd am Wagen. In dem Dorf waren nach dem Krieg noch keine Wasserleitungen – wir hatten das Glück, das wir auch einen Wasserwagen erhielten. Dann begann das Bauernleben. Meine Mutter hat gerne gekocht, wir hatten Gänse und verschiedene andere Sachen. Sie hat aus dem Wenigen, das wir hatten, immer etwas gezaubert.

In meinem Leben bin ich danach durch meinen Beruf im Textilbereich viel herumgekommen, ich habe in England, Italien, Ceylon und Indien gearbeitet. In den sechziger Jahren bin ich dann nach Bad Sooden-Allendorf gekommen und habe dort meine Frau kennengelernt, ihre Eltern führten das Parkcafé. Heimat ist für mich Bad Sooden-Allendorf, ich habe hier 1965 geheiratet und unser Haus gebaut.



Kinderbuch

Oksana Hoholieva

Geboren am 29.11.1983

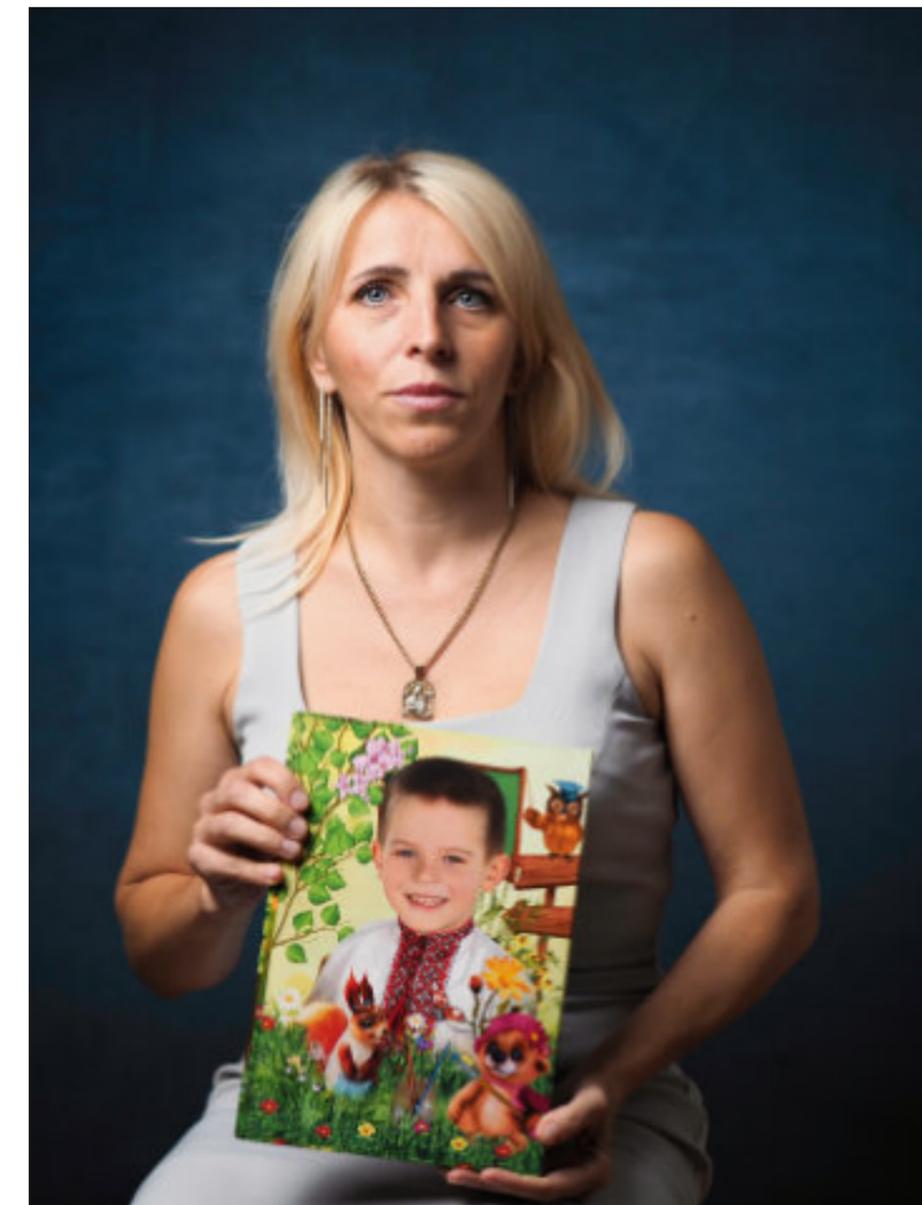
Flucht März 2022 Lemberg/Ukraine > Deutschland

Gegenstand: Kindergartenbuch Sohn, Schmuckstück

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 38 Jahre

Sohn: 9 Jahre alt

“
*Mama, ich will nicht in den Keller gehen.
Ich bin zu jung, um im Keller zu sterben.
Weißt du, ich bleibe in der schönen
Wohnung in meinem Bett.*



UKRAINE > DEUTSCHLAND

Vor dem Krieg war mein Leben im ukrainischen Rava-Ruska ganz gut. Ich habe zwei Söhne, einer ist 18 Jahre alt, er ist zwei Wochen vor Kriegsbeginn nach Polen zur Arbeit gegangen. Als der Krieg begann, lebte ich im ukrainischen Lemberg mit meinem Partner und meinem achtjährigen Sohn Leonid.

Ich bekam sehr große Angst, als ich die Sirenen hörte, das war alles ganz, ganz schlimm. Kommt die Bombe oder nicht? Was passiert jetzt? Du musst dich schnell anziehen und in den Keller laufen. Zuerst habe ich das immer gemacht, aber dann hat Leonid auf einmal gesagt: „Mama, ich will nicht in den Keller gehen. Ich bin zu jung, um im Keller zu sterben. Weißt du, ich bleibe in der schönen Wohnung in meinem Bett.“ Dass so kleine Kinder mit acht Jahren das schon alles verstehen!

Mein Mann hat dann gesagt: „Du musst schnell den Sohn nehmen und wegfahren, wohin du willst – nach Polen, nach Deutschland.“ Ich wusste nicht: Komme ich zurück in die Ukraine oder nicht? Du musst alles zurücklassen, was du liebst, was du hast, was du schon gut kennst. Du fährst, weißt aber nicht, wohin. Ich packte in zwei

Koffer alles, was ich mitnehmen konnte, dazu zwei Rucksäcke mit Essen für mich und für meinen Sohn, dann noch eine Tasche für weitere Kleidung sowie für die Dokumente und meinen Laptop – alles, was ich mitnehmen konnte an wichtigen Dingen. Ich weiß nicht, wie ich das alles tragen konnte. Es war 12 Uhr nachts am 1. März 2022.

Ich blieb noch eine Woche in der Ukraine und kaufte dann Tickets für einen Bus nach Polen. Er fuhr sehr langsam und hatte keine Toilette. Er hielt daher an der Straße, und wir mussten draußen unsere Notdurft verrichten. Mein Sohn wollte schlafen, aber der Bus war so voll! Ich habe mich dann hingestellt, und er hat auf meinem und seinem Platz ein bisschen geschlafen.

An der Grenze gab es einen 15 Kilometer langen Stau. Nach 15 Stunden bekamen wir an der polnischen Grenze warmes Essen, das haben die Polen sehr gut organisiert. Mit dem Bus sind wir dann bis nach Warschau gekommen und haben dort eine Nacht im Bahnhof verbracht. Die Polen waren sehr hilfreich. Sie kamen und sagten: „Hier ist eine Familie, die möchte euch mit nach Hause nehmen, da könnt ihr ein paar

Tage schlafen.“ Ich hatte ein bisschen Angst – ich kannte diese Familie ja nicht, aber ich war so müde, dass ich mitging und zwei Tage bei dieser Familie blieb. Dann bin ich mit dem Zug von dort nach Deutschland gefahren. Es war sehr schwierig mit den Koffern und Rucksäcken. Ich hatte drei Minuten Zeit, um in einen anderen Zug umzusteigen. Da sind so viele Leute, und du hast nur eine Hand für dein Kind, es kann dir nicht helfen, und du musst schnell alles packen und das Kind nehmen!

Dann sind wir nach Berlin gekommen. Ich kann ja ein bisschen Deutsch, und es waren auch dort viele Menschen und Freiwillige, die geholfen haben. Wir bekamen Essen. Ich wusste nicht, wohin es dann weitergehen konnte. Im Zug hatte ich andere ukrainische Leute kennengelernt. Eine Frau gab mir die Telefonnummer einer deutschen Familie. „Wenn du willst, kannst du zu ihr fahren.“

Ich rief dort gleich an. Der Mann hat mir gesagt, welchen Zug ich von Berlin aus weiter nehmen muss. Als er mir sagte, dass ich noch einmal umsteigen müsse, sagte ich: „Nein. Ich habe keine Kraft mehr, ich bleibe hier. Ich kann nicht weiterfahren, oder ich lasse alle Koffer hier

stehen.“ Etwa zwei Stunden später hat er mich und meinen Sohn in Hannover mit dem Auto abgeholt. Am 3. März 2022 bin ich um 11 Uhr nachts hier angekommen. Zwei Tage war ich total müde und habe mit meinem Kind nur geschlafen und gegessen. Ich hatte ein Dach über dem Kopf – und es fielen keine Bomben.

„Er verstand die anderen Kinder nicht gleich, aber er sah ihr Lachen und wusste, dass alles gut ist.“

Mein Sohn ist in der Schule in der ersten Klasse. In der Ukraine ging er in die 2. Klasse, aber hier in die erste, da er kein Deutsch konnte. Zuerst hat er gesagt: „Mama, das ist zu schwierig, ich will zurück in die Ukraine. Da kenne ich die Sprache und muss sie nicht neu lernen.“ Ich habe ihm gesagt: „Dort ist Krieg, du hast Angst – du musst einfach Deutsch lernen.“ Langsam lernt er die Sprache – und mit den anderen Kindern geht das schnell über Gesten. Die deutschen Kinder sind sehr freundlich. Er verstand sie nicht gleich, aber er sah ihr Lachen und wusste, dass alles gut ist. Jetzt geht er gerne zur Schule.

Mein Mann ist in der Ukraine geblieben. In Lemberg geht er zur Arbeit, er musste als Soldat noch nicht in den Krieg. Ihm wurde gesagt, er müsse warten – wenn sie noch mehr Leute brauchen, dann nehmen sie die von Lemberg. Das ist so schwierig, aber dank Handy und Internet können wir einander sehen und reden – das hilft ein bisschen. Ich telefoniere fast jeden Tag mit meiner Mama. Sie sagt: „Ach bitte, komm zurück – nur ein paar Tage zu Besuch in die Ukraine! Ich vermisse dich so!“

Ich weiß nicht, wann der Krieg vorbei ist, aber ich möchte gerne weiter Deutsch lernen, und dann, wenn alles gut geht, vielleicht sogar hierbleiben. Deutschland gefällt mir sehr, meinem Kind auch. Die Zeit wird zeigen, wie es weitergeht. Ich wünsche mir sehr, dass der Krieg aufhört, dass alles wie vorher wird – aber viele Städte sind schon ganz kaputt. Auch in Lemberg sind schon viele Bomben gefallen. Ich wünsche, dass alle in meiner Familie am Leben bleiben, dass ich gesund bleibe und dass mein Sohn gesund bleibt – das ist das Beste, was ich mir wünschen kann!

Das Buch wollte mein Sohn mitnehmen. Seit seiner Kindergarten-Zeit hat er es. Er trägt sehr gerne sein traditionelles Hemd, es ist ein Symbol für die Ukraine. Er liebt dieses Buch sehr, ich musste es für ihn mitnehmen. Darin sind die anderen Kinder zu sehen, die mit ihm im Kindergarten waren.

Als ich hierhergekommen bin, hat mir meine Mutter dieses Schmuckstück geschenkt, das sind Gott, Maria und Jesus. Sie hat gesagt, dass sie mich auf meinem Weg beschützen. Ich trage es die ganze Zeit bei mir. Auf der Flucht habe ich gefühlt: Ich bin nicht allein, meine Familie und Gott sind bei mir. Ich weiß, dass Gott mich schützt. Manchmal, wenn ich mich schlecht oder schwer fühle, spreche ich beim Schlafengehen das Vaterunser. Dann fühle ich mich ein bisschen besser.



Fernglas

Karl-Heinz Wehr

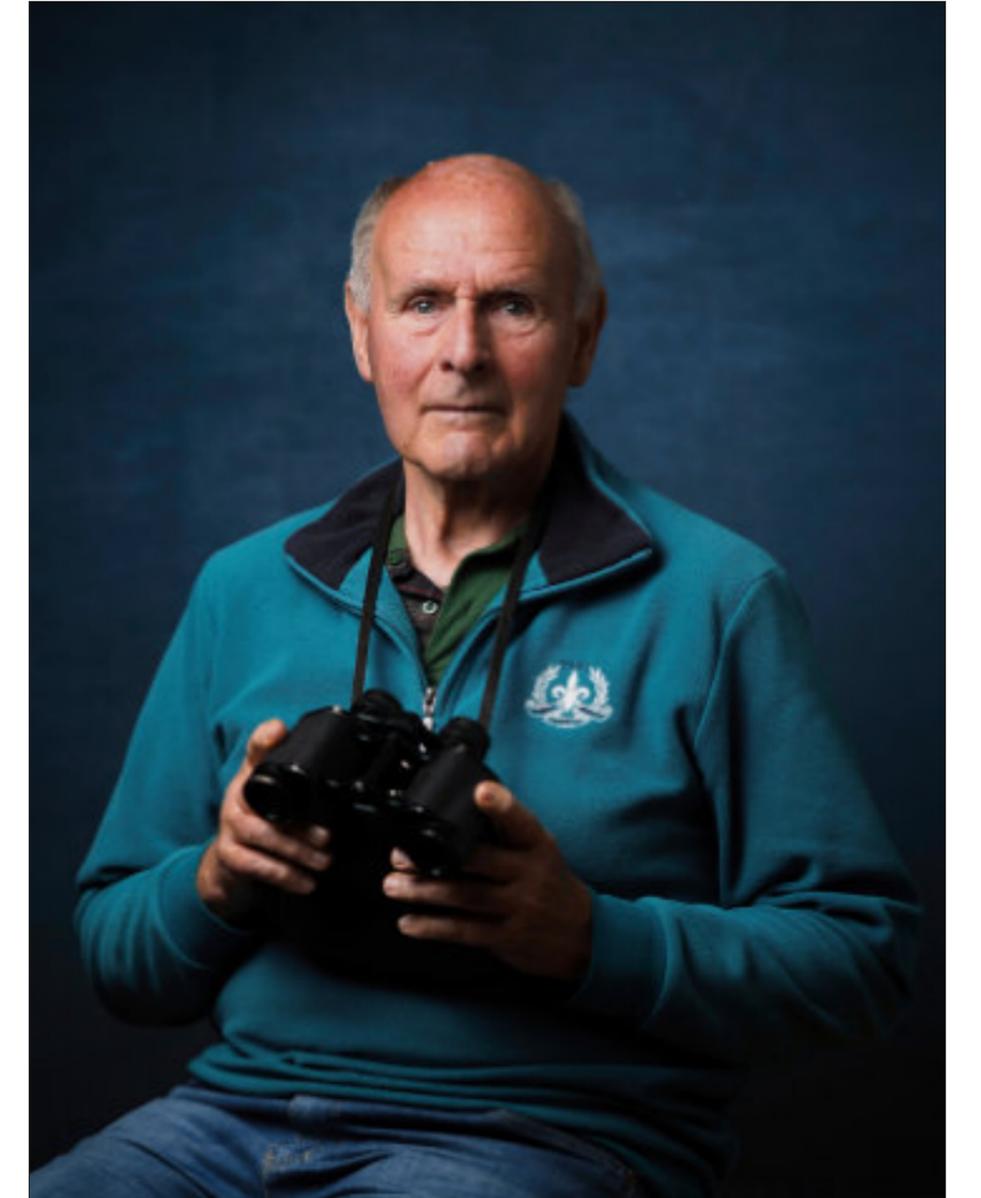
Geboren am 10.12.1943

Flucht 31. Juli 1961 aus der ehemaligen DDR >
Bad Sooden-Allendorf

Gegenstand: Fernglas

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 17 Jahre

“
*„Morgen früh müssen wir deinen Sohn holen,
der hat sich was zuschulden kommen lassen.
Wir müssen ihn vernehmen.“
Da wusste ich: Jetzt kann er nichts mehr für mich tun.*



EHEMALIGE DDR > BAD SOODEN-ALLENDORF

Mein Name ist Karl-Heinz Wehr, ich bin am 10. Dezember 1943 in Uder geboren worden. Ich bin dort aufgewachsen, habe als Beruf dann Förster gewählt, bin beim staatlichen Forstamt in Heiligenstadt angestellt worden und bin in die Grundausbildung zum Förster im Kreis Nordhausen gekommen.

Bei einem Praktikum habe ich meinen Ausbildungschef, den Oberförster Pingel vom Forstamt in Heiligenstadt, kennengelernt. Dem wurde ich unterteilt, und so ergab es sich, dass wir vertraut wurden. Wir merkten, dass wir beide politisch nicht viel mit dem Staat im Sinn hatten. Ich habe ihm gesagt: „Ich mache eine Ausbildung als Messtruppführer und muss ‚bis null‘ hier oben in Asbach an die Grenze ran.“ Es würde mir leichtfallen, über die Grenze zu kommen, ich hätte das schon mal getestet. Er rauchte viel – wenn er eine besondere Vorliebe hätte, sagte ich ihm, dann würde ich ihm in Allendorf etwas besorgen können, ich hätte schon mal einen Test gemacht bis vor den Ort und wieder zurück.

Dann erfuhr ich, dass er Leute versteckt hatte. „Ich kann dir helfen, die Leute über die Grenze zu bringen“, bot ich ihm an. Das waren politisch Verfolgte, nahm ich an, die hatten wahrscheinlich schon im Gefängnis gesessen. Zunächst brachte ich einen ersten Freund über die Grenze. Seine Mutter war bei einem Verwandtenbesuch im Westen geblieben, er war allein. Ich erzählte Oberförster Pingel davon, und er sagte: „Ja Gott, dann habe ich was für dich.“ Und so konnte ich dann noch drei Männer und drei Frauen über die Grenze bringen – über meine ausgesuchte Fluchtecke in Asbach oben, ich hatte genau ausbaldowert, dass ich dort schlecht von Grenzern eingesehen werden konnte.

Es war eine etwa achtstündige Fluchtroute von Uder aus. Der Förster hatte dort alle in ein Waldstück gebracht, weiter durfte auch er nicht. Es ging langsam voran in den Wäldern, die ich wie meine Hosentasche kannte. Ich habe die Leute aufgeklärt: „Es geht nur durch Wälder und Kornfelder, ihr dürft nie auf einen Ast treten, denn ich weiß nicht, wo hier schon weit vor der Grenze Fußpatrouillen sind.“ Die anderen Grenzer kannte

ich, die regelmäßig mit ihren Kübelwagen oder Motorrädern umherfuhren. Die hörte und sah man. Aber die große Gefahr waren diese Pendelposten, die es schon zwei, drei Kilometer vor der Grenze gab. Ich hatte das Gefühl, dass ihnen kein anderer helfen konnte, und für mich war es inzwischen ein leichtes Spiel geworden. Mir ist im Leben wichtig geworden, Menschen, die so in Bedrängnis kamen wie diese, zu helfen – auf alle Fälle. Ich würde das immer wieder genauso machen. Und ich glaube, ich hätte auch noch heute den Mut dazu, vielleicht wäre ich noch vorsichtiger.

*„Es ist schon ein schlimmes Gefühl,
wenn geschossen wird und man weiß,
die Schüsse gelten einem selbst.“*

Ich hatte einen großen Beschützer in Uder, das war der Abschnittsbevollmächtigte für den Westkreis Eichsfeld, der direkt neben mir wohnte und mich gut kannte. Er mochte den Staat genauso wenig wie ich, tat aber seine Pflicht. Er gab meinem Vater dann eines Tages in der Kirche

den Hinweis: „Morgen früh müssen wir deinen Sohn holen, der hat sich was zuschulden kommen lassen. Wir müssen ihn vernehmen.“ Da wusste ich: Jetzt kann er nichts mehr für mich tun. Er war wahrscheinlich selbst von oben überwacht worden.

Am Abend des 31. Juli 1961 habe ich meine Sachen gepackt. Ich habe noch einen Freund mitgenommen, der auch immer über die Grenze wollte. Aber dem konnte ich nie so recht trauen, der war ein Klatschmaul. Ich habe zu ihm gesagt: „Wenn du mitwillst – in einer Stunde ist es soweit. Ich muss selber weg.“ Jetzt hatte er nur noch eine Stunde Zeit, die musste ich ihm geben. Ich habe ihm noch eine Forstmütze zur Tarnung besorgt, falls uns doch jemand irgendwo mit einem Fernglas von weitem gesehen hätte. Dann sind wir nachts durch die Wälder gelaufen und haben gegen Morgen dann die gleiche Route genommen, die mir so sicher erschien.

Da hörte ich auf einmal Hunde und wusste, dass ich schon gesucht wurde. Sie ahnten wohl, wo ungefähr der Grenzdurchbruch sein sollte.

Mit Hunden war es schlecht – ich wusste, die können eine Spur aufnehmen. Wir sind dann mehrmals durch einen Bach hin und wieder zurück gelaufen. Aber es wurde schon hinter uns geschossen. Ich wusste, dass sie uns eigentlich nicht treffen können, denn die Gegend war sehr unübersichtlich, da waren noch Bombentrichter aus dem Zweiten Weltkrieg. In die sind wir rein und raus und haben uns hinter Bäumen versteckt. Wir hörten, wie die Schüsse immer näher kamen. Ich wusste, dass die nur ihre Pflicht erfüllen, aber das war Wahnsinn. Ich hätte nie auf andere geschossen. Mein Antrieb war: Es musste klappen! Ich sagte mir: „Du hast den Menschen vor dir so gut helfen können, und jetzt musst du da auch durchkommen.“ Ich hatte ja nichts Unrechtes für meine Begriffe getan. Für den Staat ja, für den war ich wahrscheinlich ein ganz Schlimmer. Es ist schon ein schlimmes Gefühl, wenn geschossen wird und man weiß, die Schüsse gelten einem selbst. Dann verhalten sie aber zum Glück. Wir sind aus unserer Deckung herausgekommen und haben die Grenze passiert. In Allendorf haben wir uns beim Grenzschutz gemeldet.

Es ist mein Fernglas, das ich auch dienstlich benutzt habe, aber privat in Jena gekauft habe. Es ist ein gutes Zeiss-Fernglas, das habe ich als Einziges mitgenommen. Ich hätte gern mehr mitgenommen, aber ich habe immer gesagt: „Die Flucht kann schiefgehen, und dann willst du dich irgendwie verteidigen. Und wenn ich dann andere Dinge dabeigehabt hätte, hätte man mir leicht vorwerfen können, dass ich fliehen wollte! So nahm ich nur meine Stiefel, meine Uniform und mein Fernglas mit; da hätte man mir nie etwas beweisen können. Ich habe es auf der Flucht auch gebraucht – jedes Mal, wenn ich aus einem Waldstück herauskam, habe ich erstmal geguckt: Wo könnte hier ein Grenzer sein? Die hätte ich sofort ausfindig gemacht.“



Foto

Wolfgang Nieselt

Flucht 1945 von Waldenburg / ehemals Niederschlesien >
Görlitz > Braunschweig

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: unbekannt

Gegenstand: Foto

“
*Pack deine Sachen und hau ab!
Versuche zu Fuß in den Westen zu kommen –
die wollen dich nach Sibirien befördern.*



Ich war Soldat bei der Gebirgsartillerie in Garmisch-Partenkirchen im Offizierslehrgang, bin noch im Fronteinsatz gewesen und dann in amerikanische Kriegsgefangenschaft geraten, aus der ich im September 1945 entlassen wurde. Ich kehrte zunächst nach Niederschlesien zurück, um zu sehen, ob meine Familie überhaupt noch lebt. Zum Glück waren alle noch da, selbst mein Vater – es war ein Wunder, dass die Russen ihn nicht nach Sibirien verschleppt hatten, denn er war Bataillonskommandeur im Zweiten Weltkrieg gewesen.

Damit ich selbst nicht nach Sibirien deportiert wurde, verpflichtete ich mich auf einem Rittergut bei den Kosaken und musste dort die Pferde pflegen. Da meine Familie am Verhungern war, klaute ich natürlich aus diesem Rittergut heraus, was ich rausklauen konnte. Die Kosaken sahen darüber weg, aber die deutschen Kommunisten nicht. Sie zeigten mich bei der russischen Polizei an. Deren Kommandant warnte mich früh-

zeitig: „Pack deine Sachen und hau ab! Versuche zu Fuß in den Westen zu kommen – die wollen dich nach Sibirien befördern.“ Ich habe mich mit ihm gut verstanden. Er konnte etwas Deutsch, wir waren uns sympathisch. Er wusste als Kosake genau, was Pferdepflegen bedeutet. Ihm hat imponiert, dass ich mit den Pferden so gut umgehen konnte. Ich war immer ein Mensch der Tat. Ich überlegte nicht lange – Schwierigkeiten hin oder her. Und ich musste fliehen, ich hatte gar keine andere Chance – denn ich wusste, was Sibirien bedeutet. Ich holte meinen vier Jahre jüngeren Bruder. „Wir müssen hier verschwinden, sonst kassieren sie uns ein!“ Es gab nur die Möglichkeit, zu Fuß wegzukommen. Bis zur Grenze in Görlitz waren es etwa 150 Kilometer, voll mit polnischem und russischem Militär. Wir liefen nachts und versteckten uns am Tage. Man wird getrieben von dem Gedanken: „Hoffentlich erwischen sie dich nie.“ Und so schneller du da hinkommst, wo du hinmusst, desto eher bist du in Sicherheit.

In Görlitz fanden wir eine englische Auffangstation für politische Flüchtlinge. Sie packten uns in einen Güterwagen, versiegelten ihn und schickten uns nach Braunschweig ins Flüchtlingslager. „Das Essen, was du hier kriegst, ist zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig“, sagte ich dort zu meinem Bruder. „Raus! Wir organisieren uns unser Essen selber.“ Wir schlugen uns durch, und ich ging dann zum Arbeitsamt. „Wie komme ich als Arbeiter in ein amerikanisch-englisches Militärhotel?“ Der Mitarbeiter schaute mich an. „Gegen 100 Zigaretten.“ Die wurden ja zugeteilt. Ich antwortete: „In vier Wochen komme ich wieder, da habe ich die gesammelt.“ Er hielt Wort und brachte mich wirklich in dem Hotel unter. Mein Bruder und ich bekamen oben im Dachboden eine Kammer. Ich war der „Mann für alles“. Ich hatte dafür zu sorgen, dass, wenn ein LKW kam, die Lebensmittel ordentlich im Keller verteilt wurden. Aber natürlich brachte ich vieles davon schnellstens durch den Kellerschacht

nach draußen. Die Leute hungerten ja alle. Eine Gruppe junger Menschen stellte sich schon vor ein ganz bestimmtes Kellerloch – sie wussten, irgendwann kommt da eine Kiste hoch, wo was zum Futtern drin ist.

Das dauerte ein halbes Jahr, dann merkten die bei der Militärpolizei, dass ich ziemlich viel „organisiere“, das heißt auf Deutsch „klaue“. Ein Sergeant von der Militärpolizei sagte: „Sieh zu, dass du verschwindest. Zweieinhalb Jahre bekommst du, wenn sie dich erwischen.“ Die haben natürlich meine Bude auf den Kopf gestellt, aber ich war schlau genug, dass ich da nicht mal eine Zahnbürste hatte.

„Man kann immer bei Null anfangen. Jeder. Diese Erfahrung habe ich gemacht. Vergangenheit ist Vergangenheit.“

In der Zwischenzeit waren auch meine Eltern von Niederschlesien nach Ostfriesland verfrachtet worden, das erfuhr ich dann bei der Flüchtlingsstelle, wo alle Flüchtlinge registriert waren. „So, da musst du jetzt hin“, dachte ich, „jetzt ist Schluss mit lustig.“ Ich landete so in Esens. Später wollte ich Medizin studieren, das ging aber nicht, weil ich ein ziemlich hoher HJ-Führer und Offizier gewesen war. Ich fragte: „Was ist denn erlaubt?“ „Du kannst Architektur studieren.“ „Gut, es ist alles kaputtgehauen worden im Krieg, dann studiere ich Architektur.“

Man kann immer bei Null anfangen. Jeder. Diese Erfahrung habe ich gemacht. Vergangenheit ist Vergangenheit. Ich war nie ein Mensch, der sehr oft zurückgedacht hat, ich war immer Visionär, ich habe mich immer gefragt: Was machen wir in der Zukunft?

Ich habe später meine Kinder und Enkelkinder, die mitwollten – es waren vier oder fünf – mitgenommen und gesagt: „Es hat keinen Sinn, dass ich euch irgendetwas erzähle und Fotos zeige, das bringt nicht viel. Ihr müsst mitfahren! Jetzt lernt ihr mal meine Heimat kennen!“ Dann sind wir über Guben, über die polnische Grenze nach Waldenburg gefahren, wo ich gelebt habe, und ins Riesengebirge – damit meine Kinder- und Enkelkinder wissen, wo der Großvater eigentlich herkommt, was seine Heimat gewesen ist. Ich war erstaunt, dass die Volksschule, in die ich als Sechsjähriger eingeschult wurde, noch existierte – und sogar das Haus, in dem ich mit meinen Eltern gelebt habe, noch genauso dastand und nicht verändert war, wie vor 50 Jahren. Das war für mich sehr beeindruckend.



Symbolbild

Winterjacke

Jarmila Pojezny

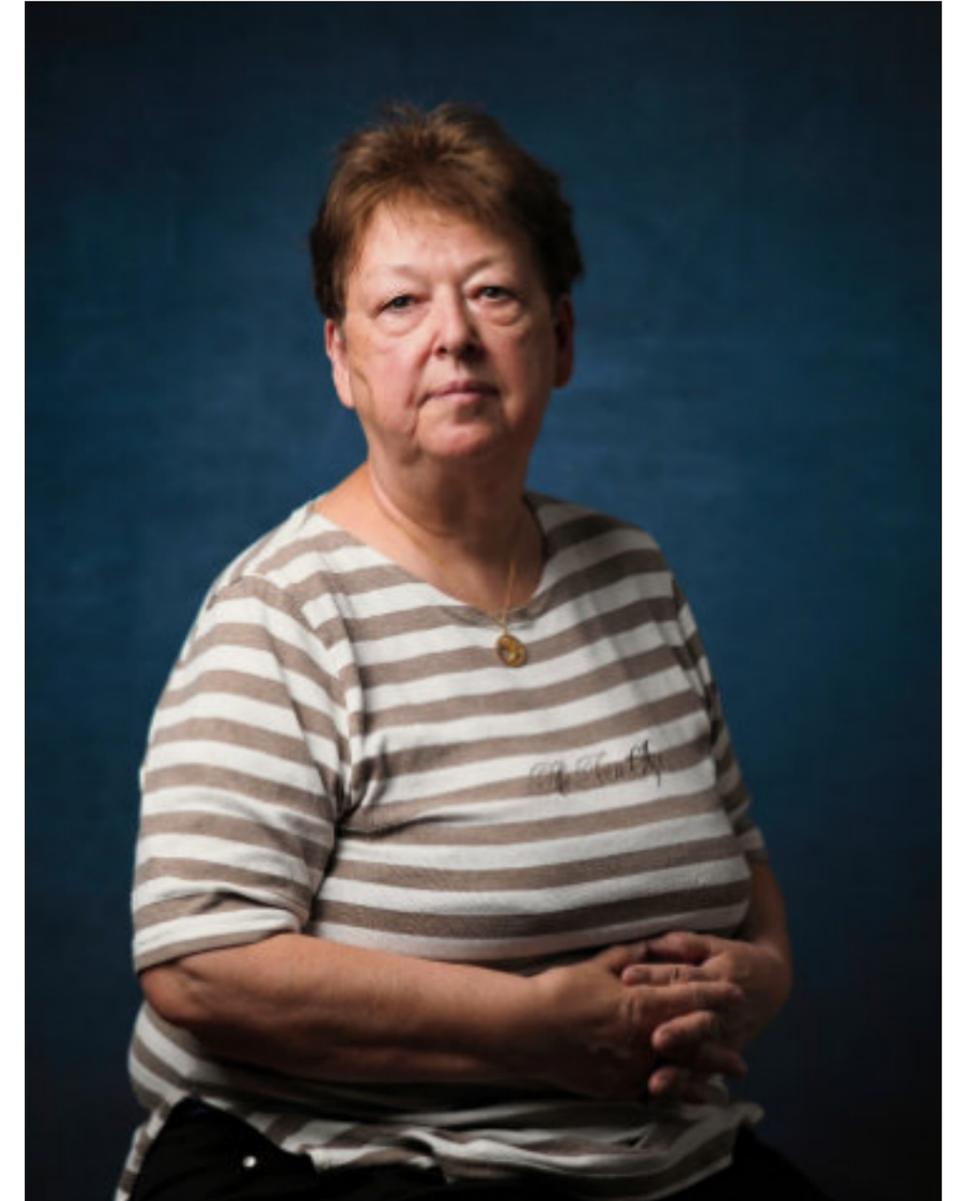
Flucht 1971 aus der ehemaligen Tschechoslowakei
(über Tunesien) > Deutschland

Geboren am 6.4.1948 in der ehemaligen Tschechoslowakei

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 23 Jahre

Gegenstand: Winterjacke

„Sie müssen das machen, wenn Sie zum
Staatsexamen zugelassen werden wollen.“
Dann haben natürlich alle unterschrieben.
Da wusste man schon, wie es weitergehen wird.
Jeder war verdächtig.



EHEMALIGE TSCHECHOSLOWAKEI (ÜBER TUNESIEN) >

Ich bin, wie man es aus der ehemaligen DDR kennt, ein typisches Kind des Ostblocks nach dem Krieg. 1968, da war ich 20 Jahre alt, kam es zu einem Schlüsselerlebnis, als der Warschauer Pakt am 21. August 1968 die Tschechoslowakei überfiel. Einige Monate zuvor hatte es den „Prager Frühling“ gegeben. Das Land wurde demokratischer, man konnte ein bisschen freier reden – also etwas, was ich überhaupt nicht kannte. Und man öffnete für etwa ein Jahr die Grenze. Ich habe das sofort in den Ferien ausgenutzt. Eine Freundin und ich meldeten uns bei einem internationalen Verein für Studenten an, der Ferien im Ausland organisierte. So verbrachten wir insgesamt sechs Wochen in Holland und in Belgien.

Den ersten Tag, den 2. Juli 1968, als wir von Prag nach Amsterdam geflogen sind, werde ich nie vergessen. Man spricht zwar immer nur von der Politik – aber dort wollten meine Augen nicht glauben, wie schön bunt die Welt ist! Im gesamten Ostblock war alles grau in grau, da keine Farben hergestellt wurden. Und jetzt Amsterdam im Sommer! Nach sechs Wochen kam ich nach

Hause und wusste: In dieser Welt in der Tschechoslowakei will ich nicht mehr leben, und der Gedanke ging dann nicht mehr weg. Ich habe praktisch nur auf die richtige Gelegenheit gewartet. Die bot sich dann drei Jahre später.

Zunächst habe ich 1971 mein erstes Studium in der Tschechoslowakei zu Ende gebracht. Wir Studenten mussten unterschreiben, dass wir mit dem Einmarsch der Russen drei Jahre zuvor einverstanden waren. Man hat nie einen Menschen getroffen, der damit einverstanden gewesen wäre! Trotzdem hieß es: „Sie müssen das machen, wenn Sie zum Staatsexamen zugelassen werden wollen.“ Dann haben natürlich alle unterschrieben. Da wusste man schon, wie es weitergehen wird. Jeder war verdächtig.

Die Grenze war inzwischen zu, die war so dicht wie in der DDR, ein normaler Mensch konnte nicht mehr rüber. Da habe ich meinen späteren Mann auf einer Messe kennengelernt. Er sagte gleich im ersten Gespräch: „Fräulein, es wird nichts mit uns beiden, ich will nämlich hier weggehen.“ Ich sagte: „Ich auch.“ Ich glaube, am ersten Tag

wurde alles geklärt, und wir haben kurze Zeit darauf geheiratet. Seine Mutter war damals Kinderärztin in Tunesien. Im Rahmen der Hilfe der Ostblockstaaten für Afrika hat man da immer Fachleute hingeschickt, meistens für mehrere Jahre, und sie war zu der Zeit in der Hauptstadt Tunis drei Jahre als Kinderärztin tätig. Die direkten Angehörigen durften die Mutter einmal im Jahr besuchen – das ging, man wollte die Kontakte in der Familie nicht ganz unterbrechen. Da mein Mann und ich nun absichtlich schnell geheiratet hatten, gehörte ich in die Familie. Wir fuhren mit dem Auto auf unsere Hochzeitsreise nach Tunesien. Aber es war von uns bereits geplant, dass wir nicht zurückkommen würden.

*„Hätte mir jemand gesagt,
dass wir erst nach 20 Jahren
wiederkommen würden, wäre es
vielleicht anders gewesen – ich weiß
nicht, ob ich es dann gewagt hätte.“*

Es war der 4. Oktober 1971, ein warmer Herbsttag. Mein Mann sagte: „Wir werden bestimmt im ersten Winter kein Geld haben, um uns Winterjacken zu kaufen.“ Also haben wir jeder eine Winterjacke in unserem Škoda angezogen. Der Schweiß ist uns überall gelaufen. Die lassen einen an der Grenze mindestens eine halbe Stunde bis Stunde stehen, ohne dass etwas passiert. Und jetzt mussten wir so tun, als ob es nichts Selbstverständlicheres gäbe, als bei der Hitze in so einer Winterjacke zu sitzen. Sonst haben wir nichts mitgenommen, wir wollten durch nichts auffallen – es hat uns immer die Angst begleitet, dass sie uns nicht durchlassen. Vor allem so junge Leute wie ich mit 23 und mein Mann mit 28 Jahren waren verdächtig. Und dann noch in Wintermänteln! Das hat die Nerven sehr strapaziert.

In Tunesien haben wir dann ein Visum für Deutschland bekommen und auf dem Rückweg einen Antrag für politisches Asyl in der Bundesrepublik gestellt. Damit waren die Würfel geworfen. Mein Mann war immer ein Optimist, der sagte damals: „Ach, nach zwei, drei Jahren wird es wieder gut sein.“ Aber es hat bis zur Wende 1989

DEUTSCHLAND

gedauert, bis wir wieder in die Tschechei zurückkehren konnten. Hätte mir 1971 jemand gesagt, dass wir erst nach fast 20 Jahren wiederkommen würden, wäre es vielleicht anders gewesen – ich weiß nicht, ob ich es dann gewagt hätte.

„Man ist derselbe Mensch, aber heute soll man nicht mehr ins Gefängnis geschickt werden. Es war damals immer so frustrierend, wie ausgeliefert man der Politik war.“

Ich fahre heute gerne in meine Heimat, immer wieder, weil es nicht so weit ist. Freunde leben dort immer noch, auch Familie, das hatten wir hier im Westen ja zunächst alles nicht. „Man ist derselbe Mensch, aber heute soll man nicht mehr ins Gefängnis geschickt werden. Es war damals immer so frustrierend, wie ausgeliefert man der Politik war.“ Ich habe mich sehr gefreut, dass mir die, mit denen ich Kontakt hatte, keine Vorwürfe gemacht haben, dass ich damals weg-

gegangen bin, dass ich mich nach einem schöneren, nach einem besseren Leben gesehnt habe. Das sind eben Freunde, da spielt das keine Rolle – wenn wir uns früher gemocht haben, dann mögen wir uns auch jetzt noch.

Wenn ich heute eine tschechische Zeitung aufschlage oder tschechisches Fernsehen anschalte, fühle ich mich wieder wie zu Hause. Hier in Bad Sooden-Allendorf bin ich natürlich auch zu Hause, weil ich hier schon so lange wohne. 51 Jahre bin ich jetzt hier – eigentlich viel mehr, als ich in der Tschechei gelebt habe. Die ersten 20 Jahre sind ja aber so prägend wie bei jedem Menschen, die beeinflussen das ganze Leben. Sie haben für mich das gleiche Gewicht wie jetzt die 51 Jahre hier.

Ich finde es grundsätzlich sehr schön, dass die Grenze nicht mehr da ist. Da, wo man immer so viel Leid erlebt hat und Angst, fährt man heute einfach durch. Wenn das so bliebe, wäre ich sehr zufrieden!



Kinderrassel

Wolfgang und Elisabeth Ruske

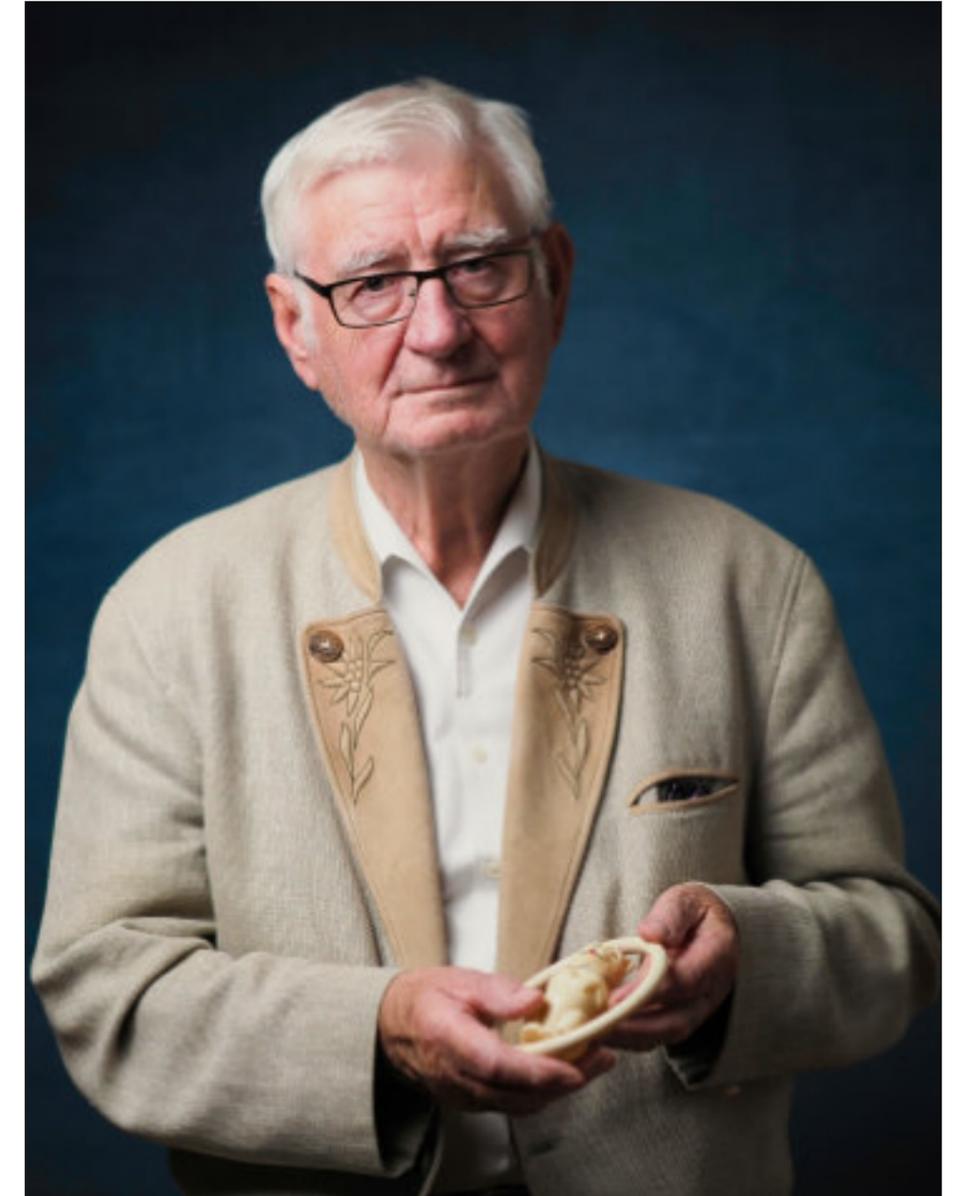
Flucht ihrer Tante Hilde aus dem ehemaligen Schlesien nach
Pirna und Hennersdorf 1945

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 25 Jahre

Tochter Elke: 2 Monate alt

Gegenstand: Kinderrassel in Form eines Hundes

*Halt das Kind in den Armen und tu so,
als ob es noch weiter lebt, denn sonst
schmeißen sie es aus dem Waggon.*



EHEMALIGES SCHLESISIEN > PIRNA UND HENNERSDORF

Meine Tante Hilde musste im Januar 1945, einem eisigen Winter, die Flucht aus Schlesien antreten. Ihr Vater hatte sie am Ende des Zweiten Weltkriegs immer gedrängt: „Kommt raus, kommt raus aus Schlesien!“ Doch sie wollte zunächst nicht. Am 21. November 1944 war ihre Tochter Elke dort geboren worden. „Das Kind ist zu klein, es stirbt mir unterwegs! Ich weiß nichts von meinem Mann, wo der geblieben ist. Ich schaffe das alleine nicht. Wir bleiben hier!“ Gemeinsam mit ihren Eltern – den Großeltern von Elke – wurden sie schließlich in einem Viehwaggon abtransportiert. Darin befand sich ein kleiner Ofen, eine Art beheizte Tonne. Es waren sehr viele Menschen mit in dem Waggon, und es bildete sich wohl Kohlenmonoxid – offensichtlich ist der

Säugling daran erstickt. Meine Tante sagte zu ihrer Mutter nur: „Die Elke ist tot.“ Die Großmutter antwortete ihr: „Halt das Kind in den Armen und tu so, als ob es noch weiter lebt, denn sonst schmeißen sie es aus dem Waggon.“ Ihre Oma war eine taffe Frau, die selbst schon einige Kinder in jungen Jahren verloren hatte. Als der Zug hielt, war Hildes Tochter Elke tot und begraben – und nur die Kinderrassel war übriggeblieben.

Meine Tante hat sich wegen des Todes ihres Kindes hinterher völlig vergraben, weil sie sich schwere Vorwürfe gemacht hat, dass sie schuld am Tod des Kindes sei: „Wäre ich nicht rausgegangen, wäre das Kind am Leben geblieben!“ Das hat sehr schwer auf ihr gelastet, sie hat es Zeit

ihres Lebens nicht richtig überwunden. Keiner konnte ihr helfen, und sie musste ihren Schmerz alleine mit dieser doch sehr resoluten Oma bewältigen. Mich berührt vor allem ihr Leid – dass sie es so mit sich selbst austragen musste. Damals gab es keine psychologische Betreuung für diese Menschen, sie mussten sehen, wie sie zurechtkamen. Dieses Fluchtschicksal hat meine Tante immer begleitet, aber sie hat wenig darüber geredet. Sie hat es irgendwie verdrängt.

Meine Frau und ich haben meine Tante Hilde später oft in Lippstadt besucht, es gab immer eine sehr schöne Verbindung zwischen uns. Die Gespräche brachten das Leid und das Schicksal des kleinen Püppchens immer wieder in Erinne-

rung. Ihre Eltern wünschten uns, dass unsere Generation von so einer Not verschont werden solle, dass wir nicht noch einmal einen Krieg erleben müssten. All das waren Worte, die sie uns mit auf den Weg gaben. Die Kinderrassel ist noch heute in unserem Familienbesitz und erinnert uns an unsere Tante, ihr Kind und die Gräueltaten des Krieges.

Wenn ich mir heute die Flüchtlingsströme ansehe, dann denke ich immer wieder: „Das ist meiner eigenen Tante auch passiert.“ Es bewegt mich, wenn ich daran denke, wie sorgenfrei mein Bruder und ich mit unserer Mutter aus Schlesien herausgekommen sind und so etwas Schlimmes nicht erleben mussten. Man fühlt sich auch so hilflos. Man kann nicht helfen und denkt: Was

wäre, wenn es unsere eigenen Kinder wären? Wir, die wir im Grunde gesund und sorgenfrei in der Nachkriegszeit aufgewachsen sind, und unsere Kinder erst recht? Wenn ich sehe, wie meine Enkel und Urenkel dieses Schicksal nicht erleiden müssen, berührt es mich stark.

„Wir können von hier aus die Welt nicht verbessern, wir können nur helfen, einige Schicksale aufzunehmen und diesen Menschen mit ihren Kindern etwas Halt geben.“

Wenn man dann die Fluchtbewegungen auf der ganzen Welt und dabei vor allem die ganz Kleinen sieht, fragt man sich: Wie kann ich helfen? Wie kann man so etwas verbessern, dass noch mehr Frieden eintritt? Wir können von hier aus die Welt nicht verbessern, wir können nur helfen, einige Schicksale aufzunehmen und diesen Menschen mit ihren Kindern etwas Halt geben. Die Not und der Krieg zwingt sie, ihr Land zu verlassen. Meine Vision ist es, dass jeder in seinem Land, wo er geboren und aufgewachsen ist und wo seine Identität ist, frei und ordentlich leben kann, so wie wir das hier können. Ich möchte, dass jeder dort, wo seine Wurzeln sind, in Frieden und Freiheit leben kann.



Koffer

Petra Beßler

Geboren am 10.5.1965

Flucht 1989 aus der ehemaligen DDR
über Prag nach Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 24 Jahre

Gegenstand: Koffer

„In der Botschaft waren wir zwei Tage, es gab nicht genug
Verpflegung, etwa 5.000 Leute waren dort. Toilette, Duschen,
alles war problematisch. Da kam eine Frau ganz aufgeregt zu
uns, wir sollten auf unsere Kinder aufpassen. Ich habe ge-
sagt: „Die können ja hier nicht weg, es ist ja alles zu.“
„Ja, aber die haben Stasi-Mitarbeiter eingeschleust, die die
Kinder einkassieren und so die Eltern freipressen.“



EHEMALIGE DDR ÜBER PRAG > DEUTSCHLAND

Im September 1989 haben wir von Nordhausen aus die Flucht angetreten. Wir hatten eine tolle Wohnung, es ging uns nicht schlecht, aber wir hatten keine Freiheit, wir fühlten uns eingeschränkt. Das Problem im Alltag war, dass man seine Meinung nicht laut sagen durfte und immer aufpassen musste, was man sagte. Man musste vor allem ganz vorsichtig sein, wenn man sich über das System beschwerte – da reichte es schon, einen Witz zu erzählen, um Schwierigkeiten zu bekommen.

Irgendwann haben wir uns überlegt: Wir versuchen, über Tschechien nach Ungarn zu kommen, dort gab es ja keinen Grenzzaun. Wir wussten nicht, dass die Tschechen schon von unserer Stasi den Auftrag erhalten hatten, dort zu kontrollieren. Die Wohnung hatten wir nach und nach leergeräumt, weil wir wussten: Wenn so

etwas bekannt wird, wird sie von der Stasi beschlagnahmt. In vier Autos hatten wir das Nötigste eingepackt, als ob wir in den Urlaub fahren würden – damit es nicht auffällt. Dann ging es im Konvoi in Richtung Dresden los, und wir haben im Halbstundentakt die Grenze passiert.

Irgendwie verloren wir im Wald die Orientierung. Einige unserer Männer wollten auskundschaften, ob sie irgendetwas sehen. Mit einem Mal hörten wir zwei Schüsse. Die Kinder schrien wie am Spieß. Dann kamen die Tschechen, sie hatten uns erwischt und eskortierten uns aus dem Wald. Sie verhörten unsere Männer die ganze Nacht, sie mussten aus den Koffern und Taschen alles auspacken. Alles, was darin war, schrieben sie auf. Nebenher tranken sie die ganze Zeit Schnaps.

Schließlich inhaftierten sie die Männer, und wir Frauen und die Kinder sollten auf dem schnellsten Wege in die DDR fahren und an einem bestimmten Grenzübergang eintreffen. Das waren bestimmt 400 bis 500 Kilometer Strecke. Wir wurden getrennt. Unsere Männer gaben uns noch mit auf den Weg: „Ihr fahrt nicht zurück! Ihr müsst nach Prag, egal wie, denn wenn ihr an die Grenze kommt, dann wisst ihr ja, was passiert – dann kommt ihr genauso in den Knast und die Kinder irgendwo hin.“

In der Prager Botschaft waren wir zwei Tage – mit etwa 5.000 anderen Menschen. Es gab nicht genug Verpflegung, kaum Toiletten oder Duschen, alles war problematisch. Da kam eine Frau ganz aufgeregt zu uns, wir sollten auf unsere Kinder aufpassen. Ich sagte: „Die können ja hier nicht weg, es ist ja alles zu.“ „Ja“, erwiderte

sie, „aber die haben Stasi-Mitarbeiter eingeschleust, die die Kinder einkassieren und so die Eltern freipressen.“ Neu hinzugekommene Leute brachten Zeitungen mit.

*Die DDR-Presse schrieb über uns:
„Arbeitscheue und asoziale Elemente
halten sich dort auf.“*

Wir wurden dann am 4. Oktober gegen Mitternacht mit Bussen zu einem Bahnhof außerhalb von Prag gebracht. Die Türen der Züge wurden gleich verplombt. Wir fuhren die Nacht durch und kamen am Morgen in Plauen an. Dort verabschiedete uns noch einmal die Stasi und nahm uns unsere Ausweise weg. Wir hatten dann nichts mehr. Das war noch einmal ein Moment der Angst, als die vor einem standen – die waren ja

nicht gerade nett. Und wir hatten ja nun in unserem Ausweis den Stempel, dass wir versucht hatten, über Ungarn zu flüchten. Da habe ich so eine Angst gehabt, dass die uns rauszerren! Zum Glück geschah nichts. Am 5. Oktober kamen wir in aller Frühe in Hof an.

Mein Mann wurde im Gefängnis in Erfurt bei den Verhören durch die Staatssicherheit noch mal angegriffen, er habe seine Familie „wegen Bananen ins Unglück gestürzt“. Er erfuhr nicht, was aus uns geworden war, das war das Allerschlimmste. Er verweigerte letztendlich die Nahrungsaufnahme. Irgendwann erwirkte er damit, dass man ihm sagte, dass wir bei unserer Verwandtschaft gelandet seien, dass es uns gut gehe und wir versorgt seien. Er konnte später zu uns in den Westen nachkommen.

Mein Sohn war durch diese Schüsse lange traumatisiert. Wir haben uns noch mal mit Freunden im Thüringer Wald getroffen, als die Grenzen bereits offen waren. Wir sind einen kleinen Waldweg hochgefahren, das war für ihn schon zu viel, er hat sofort Panik bekommen. Er hatte verinnerlicht: Im Wald wird geschossen.

Der Koffer erinnert mich an die Reise, ich muss immer wieder dran denken, wie ich in Prag ganz alleine mit meinem Sohn dastand. Ich sollte mitnehmen, was ich tragen kann – das Kind hatte ich unter dem Arm, den Koffer in der Hand. Darin waren wichtige Papiere, die ich brauchte. Ich habe ein Bewusstsein durch die Flucht entwickelt, wie wichtig es ist, dass man in Freiheit lebt – und dass Dinge wie eine Grenze nicht sein müssen.



Nichts

Mehret Brhane Yefter

Geboren am 1.1.1995

Flucht 2014/2015 aus Eritrea > Äthiopien > Sudan >
Libyen > Italien > Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 19/20 Jahre

Gegenstand: kein Gegenstand, da alles verloren ging

“
*Unterwegs habe ich Leute getroffen, die mir alle Sachen
genommen haben. Ich konnte nichts dagegen sagen,
sie haben einfach alles weggenommen. Im Boot nach Italien
hatte ich nur noch die Kleidung dabei, die ich trug.*

”



Ich habe in meiner Heimat Eritrea mit meinen Eltern gewohnt, es war für mich als Kind zunächst alles in Ordnung. Dann wurde meine Mutter sehr krank und starb 2012. Mein Vater sagte daraufhin: „Du musst heiraten!“ Da war ich 17 Jahre alt. Mit meinem Mann war ich aber nur drei Monate zusammen, dann musste er aus politischen Gründen weg, und ich war die nächsten zwei Jahre alleine.

In meiner Heimat war das Problem, dass ich als verheiratete Frau eigentlich bei meinem Mann sein musste. Ich wohnte dann den einen Monat bei den Schwiegereltern, und wenn dort die Polizei kam und nach mir fragte, ging bin ich zu meinem Vater. Es war eine schwierige Zeit – einmal da, einmal da, das ist kein gutes Leben. Ich hatte große Angst, denn wenn sie mich auf der Straße gefunden hätten, hätten sie mich ins Gefängnis gebracht. Deshalb bin ich von dort weggegangen. Im April 2014 bin ich mit Freunden und Bekannten von meinem Ort aus zwei Tage nach Äthiopien gelaufen und habe dort einen Monat im Camp gelebt. In Äthiopien hatte ich allerdings auch Angst, weil das ganz nah an meiner Heimat ist, dort konnten sie mich auch finden.

„Ich wollte einfach, dass mein Leben besser wird, ich wollte einfach wegkommen.“

Ich bin dann in den Sudan gegangen. Die Reise dorthin hat sieben Tage gedauert. Manchmal sind wir in die falsche Richtung gelaufen, weil wir die Route nicht kannten. Essen und Trinken hatten wir ein bisschen dabei, aber nicht so viel – für sieben Tage ist das nicht einfach. Alle Leute hatten nur eine Flasche Wasser, man konnte immer nur ein bisschen davon trinken, nicht alles auf einmal. Wenn wir unterwegs Wasser gefunden haben, nahmen wir das, auch, wenn es sehr schlecht war – wir konnten es ja nicht einfach stehlen.

In meiner Heimat hatte ich bereits eine Berufsausbildung als Friseurin angefangen, damit habe ich im Sudan weitergemacht, nach sechs Monaten war ich fertig. Dann habe ich dort zwei Monate gearbeitet, aber das Leben war schwer. Ich musste als Christin auch ein Kopftuch und lange Kleider tragen. Ich bin schließlich nach Libyen gegangen, dort habe ich auch viel Wasser von der Straße getrunken. Ich war zwei Monate lang sehr krank – ohne Medizin, ohne Essen. Daher beschloss ich, von dort aus nach Europa zu fahren. An der libyschen Grenze musste ich Geld zahlen. Ich telefonierte mit meinem Vater in meiner Heimat und sagte ihm, dass ich lange unterwegs gewesen und nun sehr krank sei, und dass ich nach Europa wolle, aber er es zahlen

müsse – sonst dürfe ich nicht in das Boot für die Überfahrt hinein. „Ja“, antwortete mein Vater, „ich werde das gerne machen und meine Tochter nicht einfach sterben lassen. Ich versuche, es so schnell wie möglich zu zahlen.“ Ich habe zwei Monate gewartet, dann hatte mein Vater alles gezahlt.

Mit dem Boot war ich eineinhalb Tage auf dem Wasser. Es war ein schlechtes Boot, es kam immer wieder Wasser hinein. Aber wir hatten Glück, weil wir schnell Hilfe bekamen. Ein großes Schiff brachte uns nach Italien. Ich wusste: „Ich muss zu meinem Mann.“ Er war bereits geflüchtet und wohnte in Deutschland. Ich kaufte mir ein Ticket von Livorno nach München und von dort nach Gießen, wo ich zunächst ins Aufnahmelager kam. Ich wusste nicht, wo mein Mann genau ist – zum Glück konnte ich ihn anrufen, und er schickte mir die Adresse.

Wir haben uns am 20. August 2015 wiedergetroffen. Schnell war ich schwanger und habe einen Sohn bekommen. Er ist jetzt sechs Jahre alt, und ich habe noch eine kleine, vier Jahre alte Tochter. Zuerst war unsere Ehe in Ordnung, bis mein Sohn etwa ein Jahr alt war, danach verstanden wir uns nicht mehr gut. Mein Mann zog dann nach Kassel, und ich bin seitdem alleinerziehende Mutter mit zwei kleinen Kindern.

Ich habe unterwegs viele Menschen aus verschiedenen Ländern getroffen. Viele hatten Respekt, das habe ich unterwegs vor allem kennengelernt – jedem Menschen haben sie geholfen, egal von welchem Ort oder Land er kam. Als ich so krank war, habe ich von dem einen oder dem anderen ein bisschen zu essen oder trinken bekommen. Und sie haben mir gute Wünsche mit auf meinen Weg gegeben: „Du kannst jetzt stark sein!“

*„Manchmal fragt mich mein Sohn:
„Warum bist du hier? Warum bist du
nicht bei deinen Eltern?““*

Ich habe einen guten Kontakt mit meinem Vater, wir telefonieren viel. Wir haben auch immer wieder geplant, uns zu treffen. Ich darf zwar nicht in meine Heimat zurück, aber mit meinem deutschen Pass kann ich in den Sudan oder nach Äthiopien reisen. Er hat mir angeboten: „Ich kann gerne nach Äthiopien reisen, dann kannst du dorthin kommen und wir können uns dort treffen. Ich möchte auch so gerne meine Enkelkinder sehen.“ Ich habe es aber die letzten Jahre nicht geschafft, weil ich hier arbeiten muss und mit meinem Sohn ein paar Probleme habe. Er hat bis

zum Alter von vier Jahren nicht geredet. Er spricht jetzt, aber er bekommt noch viele Therapien. Mir ist es ganz wichtig, für meinen Sohn auch in Zukunft mit den Therapien weiterzumachen. Und deshalb habe ich bisher meinem Vater sagen müssen: „Es geht leider nicht.“

Ich war sehr jung, als ich aus meiner Heimat weggegangen bin. Ich vermisse sehr viel, meine Freunde, auch einfach meinen Ort und meinen Vater. In Bad Sooden-Allendorf hatte ich am Anfang in den ersten Monaten keinen Kontakt, weil ich die Sprache nicht verstand und auch nicht sprechen konnte, daher bin ich einfach zu Hause geblieben. Dann habe ich gesagt: „So kann ich es nicht. Will ich hier leben, muss ich raus, muss das auch lernen.“ Es ist inzwischen meine zweite Heimat geworden, meine „ruhige“ Heimat, wie ich es nenne. Sie bedeutet für mich ein zweites Leben. Man kann auf der Flucht viel verlieren, man kann auch sterben – viele Freunde sind auf der Flucht umgekommen. Ich hatte das Glück, nicht zu sterben. Im Familienzentrum habe ich andere Frauen getroffen – seitdem komme ich fast jede Woche mit meinen Kindern hierher. Das Familienzentrum ist wie meine zweite Wohnung, sage ich immer.

Für meine Kinder ist alles gut, sie sind hier geboren, sie haben Glück. Sie können zu Untersuchungen zum Arzt, gehen zufrieden in den Kindergarten und bald in die Schule. Sie wissen nicht, was alles in meiner Heimat passiert ist. Manchmal fragt mich mein Sohn: „Warum bist du hier? Warum bist du nicht bei deinen Eltern?“ Ich sage ihm dann, dass ich jetzt nicht dorthin fahren kann. Wenn sie groß sind, kann ich ihnen gerne meine Geschichte erzählen, aber jetzt können sie sie noch nicht verstehen. Ich wünsche meinen Kindern sehr, dass sie nicht wie ich leben müssen, sie sollen es gut haben in Deutschland.

Ich hatte ein bisschen auf die Reise mitgebracht – ein Telefon, eine Kette und Ohrringe, ein paar Klamotten zum Wechseln. Aber ich bin bis hierhin lange gereist – und zwischen dem Sudan und Libyen habe ich Leute getroffen, die mir alle Sachen genommen haben. Ich konnte nichts dagegen sagen, sie haben einfach alles weggenommen. Im Boot nach Italien hatte ich nur noch die Kleidung dabei, die ich trug.



Ostereier

Josef Schnaubelt

Geboren 1938

Flucht 1946 aus Neu-Ullersdorf,
ehemals Tschechoslowakei > Bad Sooden-Allendorf

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 8 Jahre

Gegenstand: bemalte Ostereier

*Wir hatten ja nichts zu essen.
Und wenn wir dann in den Laden gingen und
Gemüse kaufen wollten, hat die Frau gesagt:
„Wir verkaufen nur an Leute, die die letzten
20 Jahre auch bei uns gekauft haben!“*



EHEMALIGE TSCHECHOSLOWAKEI > BAD SOODEN-ALLENDORF

Ich war damals bei der Flucht noch klein – ich bin 1938 geboren, 1946 sind wir aus dem Sudetenland raus. Mein Vater ist in Stalingrad geblieben, den habe ich nur einmal gesehen, da war ich vielleicht zwei Jahre alt. Ich kann mich an ihn nicht erinnern – es gibt nur ein einziges Bild, auf dem ich bei ihm auf dem Schoß sitze, das ist alles. Mein Vater kam nicht wieder aus dem Krieg zurück.

Das Sudetenland war ja damals tschechisches Gebiet. Meine Mutter hat erzählt, dass eines Abends ein paar Leute kamen, die sagten: „In sechs Stunden seid ihr fertig, da werdet ihr mit einem Pferdefuhrwerk abgeholt.“ So geschah es auch. Wir sind dann mit einem Zug in Güterwagen gefahren. Unterwegs hielten wir irgendwo zum Entlausen an. Dann fuhren wir weiter, und hier in Eschwege, Albugen und Bad Sooden-Allendorf

ist Wagen um Wagen abgehängt worden, je nachdem, wie groß die Stadt war. Wir sind in der Nacht in Allendorf angekommen und mussten am Güterbahnhof bis morgens um 7 Uhr stehenbleiben. Dann marschierten wir in einem langen Pferch morgens hoch. Die Hälfte von uns ist ins Hochzeitshaus gekommen, wir hinten ins Siedlerheim. Von dort aus mussten wir dann immer hierhergehen, um Essen zu holen, weil die Küche im Hochzeitshaus war. Wir hatten ja nichts zu essen. Und wenn wir dann in den Laden gingen und Gemüse kaufen wollten, hat die Frau gesagt: „Wir verkaufen nur an Leute, die die letzten 20 Jahre auch bei uns gekauft haben!“ In der Schlossgärtnerei von Schloss Rothestein haben wir geholfen, Rüben und Kartoffeln rauszuholen, da haben wir immer ein bisschen was davon bekommen.

Als ich hierherkam, war ich schwer krank, weil ich nichts getrunken hatte, ich war vollkommen ausgetrocknet. In Allendorf hat mir der Arzt Öl besorgt und immer tropfenweise gegeben. Ich war zu Hause im Sudetenland schon drei Monate in der tschechischen Schule gewesen, aber hier bin ich erst mit neun Jahren eingeschult worden, weil ich so lange krank war. Mit 16 Jahren bin ich aus der Schule wieder raus, ich hatte also nur sieben Schuljahre. Uns hat die Stadt mit ihren Fachwerkhäusern gut gefallen, und die Leute waren nachher eigentlich ganz nett. Ich hatte dann Schulkameraden, und es gab die Schulspeisung. So bin ich hier aufgewachsen.

1996 sind meine Familie und ich mit dem Bus zu Besuch in die Heimat gefahren, danach waren wir im Jahr 2000 und dann noch einmal 2004 dort. Das Kuriose ist: Ich habe meine Frau erst

hier in Bad Sooden-Allendorf kennengelernt. Im Sudetenland wohnten wir damals aber bereits nur 15 Kilometer voneinander entfernt, ohne es zu wissen. Als wir geheiratet haben, haben wir festgestellt, dass unsere Geburtsurkunden am selben Standesamt ausgefüllt worden waren!

Ich habe bei der ersten Reise mein Elternhaus, in dem ich geboren worden bin, sofort wiedererkannt. Inzwischen lebte eine tschechische Frau dort. Uns wurde gesagt: „Die Nachbarin kann deutsch, die hilft auch beim Übersetzen.“ Als meine Tochter dort klingelte, rief die Frau: „Moment, ich komme gleich!“ – als ob sie gewusst hätte, dass Deutsche vor ihrer Tür stehen! Sie ist dann mit uns in mein Elternhaus übergekommen und hat gedolmetscht.

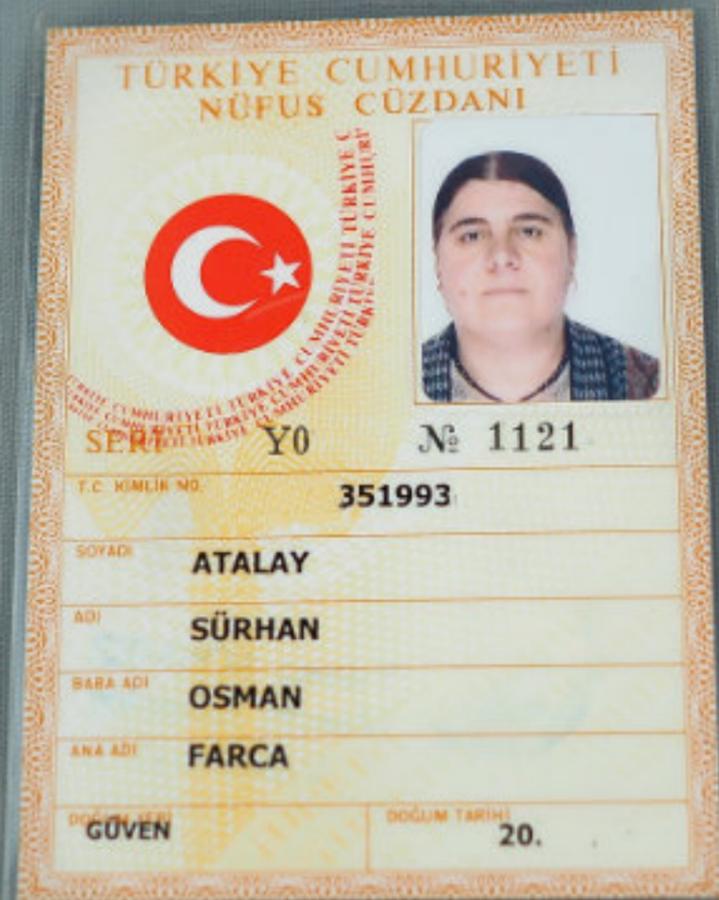
Wir haben der tschechischen Dame gesagt, dass dies das Haus meiner Kindheit sei. Da ging sie hinein und holte Gebäck heraus – kleine Kügelchen mit Streuseln drauf und innen drin Quark. Die hat meine Frau auch immer gebacken, die hießen bei uns „Hochzeitskügelchen“, weil es sie immer nur zu Hochzeiten und Geburtstagen gab, wenn etwas Besonderes anlag. Ich durfte dann mit ins Haus hinein. Dort hat sie mir selbstbemalte Eier geschenkt. Sie sagte: „Ich habe die hier bemalt, ich gebe Ihnen mal welche mit.“ Für mich sind sie ein Stück von zu Hause.

Auf dem Friedhof haben wir später noch auf den Grabsteinen den Namen „Schnaubelt“ unserer Vorfahren entdeckt. Das war eine richtige Entdeckungsreise, wir haben überall noch Wurzeln gefunden!

Heimat ist für mich inzwischen hier. Ich liebe dieses Städtchen und die Leute. Ich habe als Fotograf eine Viertelmillion Bilder gemacht, ich habe 600 Hochzeiten fotografiert, bis nach Kassel hoch, und hier jede Veranstaltung. Ich habe alleine vom Erntedankfest von 1961 an über 5.000 Dias. Ich habe dann 30 Jahre lang für die Kurgäste Diavorträge gemacht, alle drei Wochen, mit Ton und zwei Projektoren. Mich kennt jeder hier.

„Mich fasziniert an der Fotografie, etwas festzuhalten, was nicht vergeht.“

Man bleibt auf dem Foto immer jung. Und die Blume und der Schmetterling bleiben immer da, auch wenn sie schon 50 Jahre tot sind.



Personalausweis

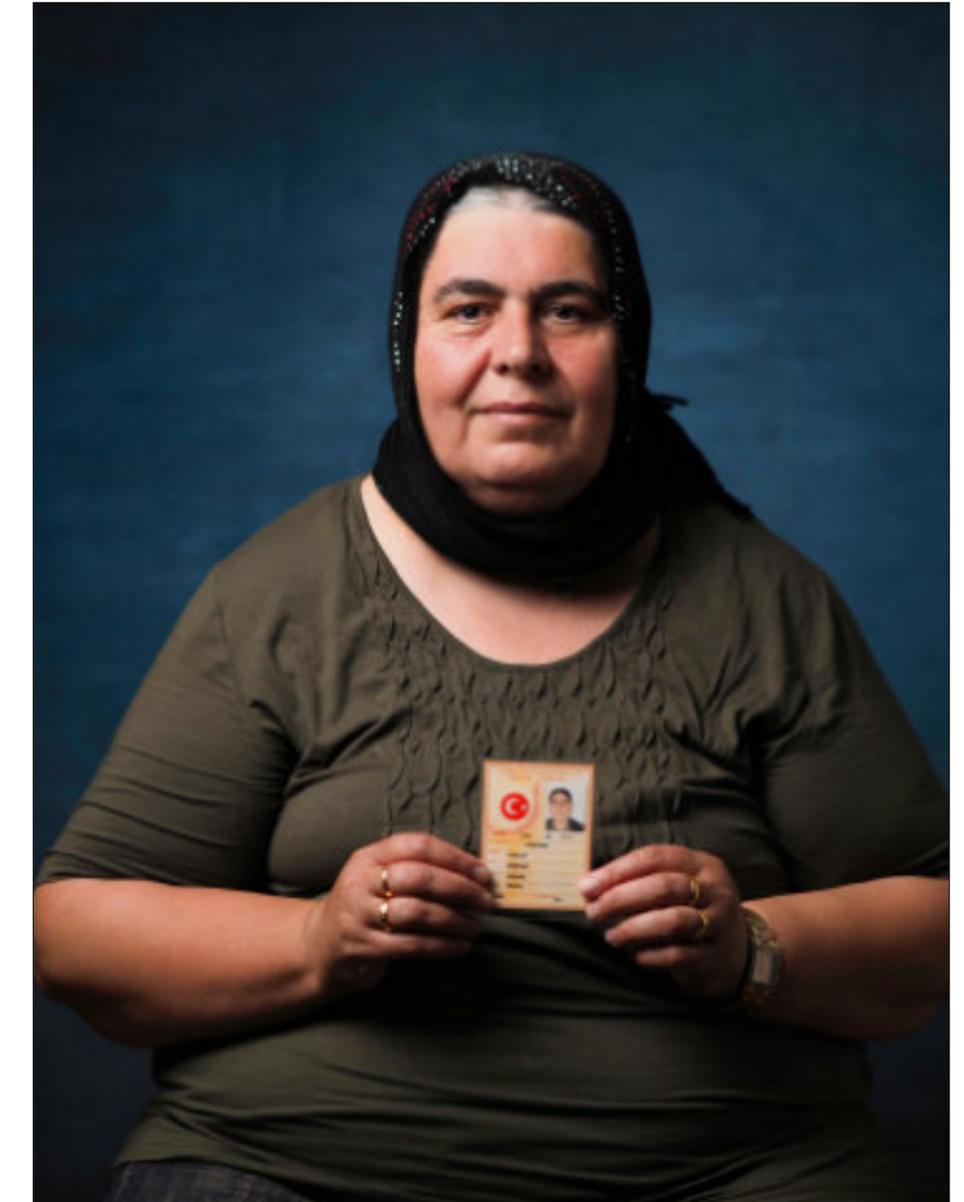
Surhan Atalay

Flucht 1988 aus der Türkei nach Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 19 Jahre

Gegenstand: Personalausweis / Familienbuch

“
*Das Schwierigste an der Flucht war,
dass wir unsere Eltern und Familie zurücklassen mussten.
Es war für mich sehr herausfordernd, mit einem kleinen Baby
auf dem Arm zu fliehen, weil ich nicht wusste, wohin wir kom-
men oder ob wir es überhaupt nach Deutschland schaffen.
Wie würde die Reise verlaufen?*”



TÜRKEI > DEUTSCHLAND

*„Die Angst bleibt bis heute
und begleitet mich.“*

Ich heiße Surhan Atalay und bin 1988 mit meinem Ehemann und meiner sechs Monate alten Tochter nach Deutschland geflohen, weil wir als Kurden verfolgt wurden. Die Türken haben uns in ihrem Land nicht akzeptiert, deswegen lebten wir dort in ständiger Angst, umgebracht zu werden. Männer wurden verhaftet, wir Frauen wurden bedroht. Wir hatten Angst um unsere Kinder, um unsere Zukunft, wir durften unsere Sprache nicht sprechen. Uns wurden viele Sachen verboten, und wir hatten zu der Zeit kaum Rechte.

Ich kann mich an eine Nacht erinnern, als der Ehemann meiner Verwandten einfach zu Hause geholt und umgebracht wurde. Man hat nicht alle Körperteile wiedergefunden. Das sind Geschich-

ten, die einen ein Leben lang begleiten werden, mich auch. Deswegen war die Angst groß, dass es meinem Mann auch passieren würde, dass sie meinen Mann einfach umbringen, obwohl es keinen richtigen Grund dafür gab.

Das Schwierigste an der Flucht war, dass wir unsere Eltern und Familie zurücklassen mussten. Es war für mich sehr herausfordernd, mit einem kleinen Baby auf dem Arm zu fliehen, weil ich nicht wusste, wohin wir kommen oder ob wir es überhaupt nach Deutschland schaffen. Wie würde die Reise verlaufen? Ich war damals noch sehr jung – 19 Jahre alt – und hatte noch keine Erfahrungen, hatte noch nicht viel von der Welt gesehen.

Wir haben bei vielen Menschen in unserer Umgebung nachgefragt – man hat uns gesagt, dass es in Deutschland am sichersten für uns sei. Dort können wir unsere Religion ausleben und unsere

Sprache sprechen. Man hat hier Rechte. Wir haben uns erhofft, in Deutschland eine bessere Zukunft zu haben.

Das ist unser Familienbuch, unsere Registrierung in der Türkei. Wir sind froh gewesen, dass wir uns trotz der Verfolgung und der Nichtanerkennung dort registrieren lassen durften. Das war sehr wichtig für uns, denn damit konnten wir über die Grenzen gelangen und ein neues Leben, eine Zukunft aufbauen. Es gab viele Menschen dort, die nicht das Recht erhielten, sich registrieren zu lassen. Das Familienbuch war sehr wichtig zur damaligen Zeit, und noch heute behandeln wir es als sehr wertvolles Stück.

*„Das Familienbuch ist ein Türöffner
für eine neue Zukunft.“*

Ich habe das Buch vor einer Weile übersetzen lassen, weil meine Kinder es für die Staatsbürgerschaft und die Einbürgerung gebraucht haben. Es ist also auch heute wichtig, um den Kindern eine Zukunft zu bieten, denn sie sind jetzt damit deutsche Staatsbürger. Damit haben sie auch viel mehr Rechte: Sie sind hier zur Schule gegangen, haben hier ihre Ausbildung gemacht und können wählen gehen. Das Familienbuch ist ein Türöffner für eine neue Zukunft.

Hier in Deutschland braucht man keine Angst zu haben, man kann hier seine eigene Religion ausüben. Man kann das sein, was man eigentlich ist, und das Leben leben, wie man es eigentlich möchte. Trotzdem bleibt der Umstand, dass ich meine Familie verlassen musste. Das ist das Schwierige, was mich immer noch begleitet, trotz allem hier. Auch, wenn ich mich geborgen und sicher fühle, vermisse ich mein Zuhause, weil es einfach ein wichtiger Teil meines Lebens war.

Wenn ich im Fernsehen Filme über die Heimat sehe, muss ich oft weinen, weil ich mich an die alten Zeiten erinnere, weil wir vielleicht doch noch eine Zeitlang hätten dableiben können. An Geld hat es uns nicht gefehlt, aber es war einfach die große Angst, die uns dazu gebracht hat zu fliehen. Wenn ich diese Szenen sehe, kommt alles wieder hoch. Ich bin dann ein Stück hilflos, das begleitet mich immer noch. Ich kann nicht viel dagegen tun.

Ich habe bei meinem ersten Besuch in der Türkei nach 18 Jahren immer noch Angst gehabt, dass meinen Kindern etwas passieren könnte, daher habe ich sie hiergelassen. Mein Vater – ihr Opa – wollte sie gerne sehen, aber ich hatte Angst, dass wir vielleicht verhaftet werden könnten und dass die Kinder dann dort bleiben müssten. Die Angst bleibt bis heute und begleitet mich.

Vor acht Jahren bin ich nach Bad Sooden-Allendorf gezogen. Wir fühlen uns sehr wohl hier. Die Projekte sind für uns eine gute Sache, die uns ablenkt. Wenn ich in den Gemeinschaftsgarten des FamilienZentrums gehe, erinnere ich mich an meine Heimat. Und die Natur hier im Ort gefällt mir sehr gut. Ich als Frau komme auch mal von zu Hause raus, ich bin beim Mütterfrühstück dabei, bei den einzelnen Festen. Die Menschen respektieren uns hier sehr.



Dokumente

Mahmut Huru

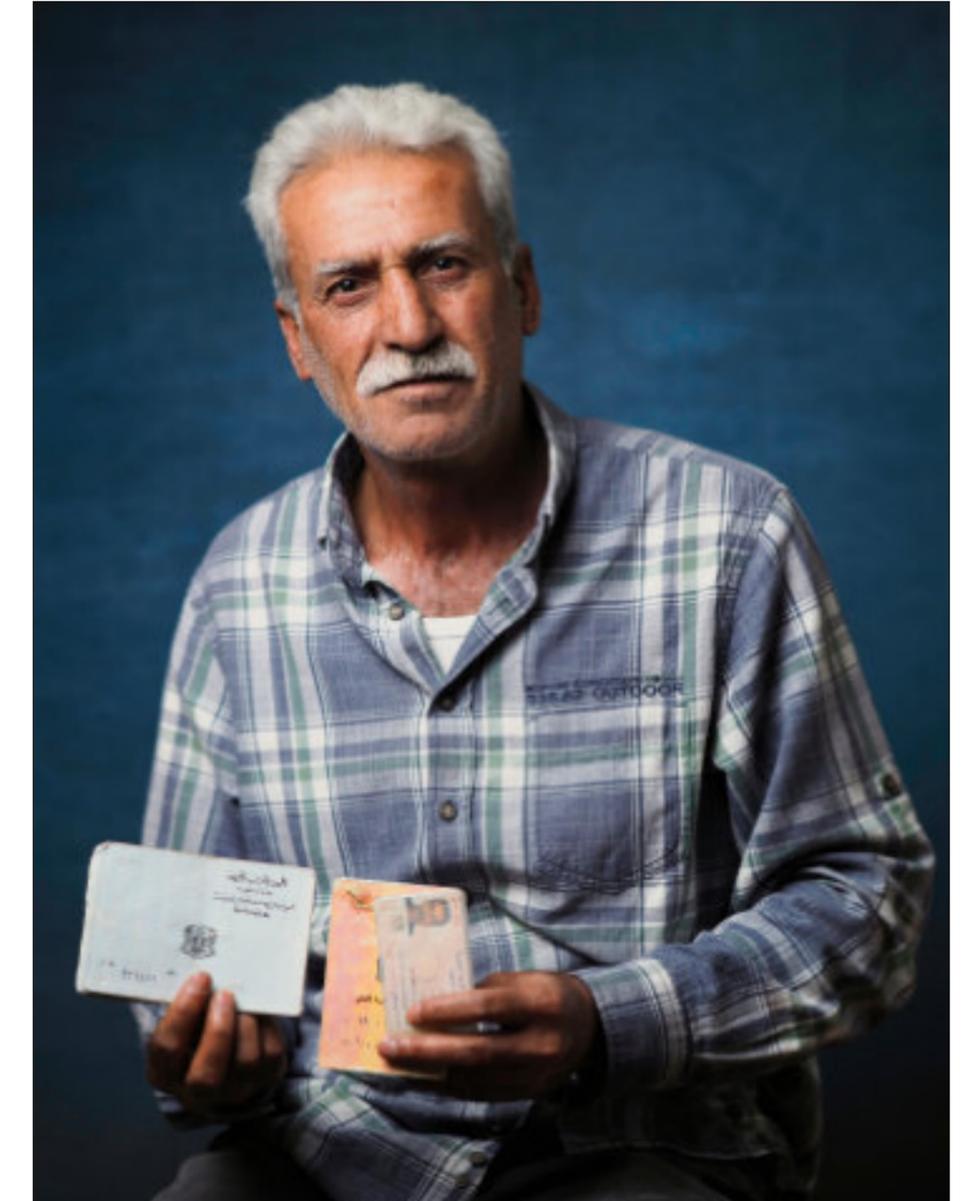
Geboren: 1.12.1968

Flucht 2012 aus Syrien > Türkei (2,5 Jahre) > Griechenland > Nordmazedonien > Serbien > Ungarn > München

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 44 Jahre

Gegenstände: Personalausweis,
Familienbuch, Soldatenbuch

“
*Das Schwierigste waren die Wellen, diese Wasserwucht.
 Uns ging es sehr schlecht, weil meine Kinder noch so klein
 waren, ich habe das eine Kind auf der einen Seite, das andere
 Kind auf dem anderen Arm getragen – und wir hatten noch
 unsere Koffer und unsere Kleidung dabei.*”



„Ich wollte mit meiner Frau und meinen Kindern dort bleiben und auf das nächste Boot warten.“

Aber wir wurden mit Waffen bedroht, dass man uns umbringe, wenn wir nicht mit den anderen fliehen würden.“

Ich habe mit meiner Familie in Aleppo gelebt.

Wir besaßen ein Haus, ich hatte eine gute Arbeit als Betonleger, es gab keinerlei Schwierigkeiten. 2011 fing dann der Krieg an. Ich habe mich entschieden, zur Sicherheit mit meiner Familie in die Türkei auszureisen und dort ein paar Monate zu leben – eigentlich wollte ich, wenn es wieder besser wird, in meine Heimat zurückkehren. Meine fünf Kinder waren zur damaligen Zeit noch ziemlich klein, sie waren 16, 14, 12, 10 und 4 Jahre alt. Ich habe mir und meiner Familie eine bessere Zukunft erhofft, Sicherheit für die Kinder, und habe gedacht, diese in der Türkei zu finden.

Als wir in der Türkei ankamen, war es sehr heiß, wir bekamen erst mal kein Essen, es war sehr schwierig, besonders für die Kinder. Das größte Problem war die Angst, zu fliehen und die Ungewissheit zu ertragen, was uns erwartet. Leider wurde meine Situation in der Türkei noch schwieriger als in Syrien – ich fand keine Arbeit, die Mädchen mussten in einer Textilwerkstatt aushelfen, sie waren von morgens bis abends dort. Ich versuchte schließlich, einen Weg zu finden, um nach Europa zu fliehen. In der Türkei wurde meine jüngste Tochter geboren. Sie war einen Monat alt, als wir nach etwa zweieinhalb Jahren die Türkei wiederverließen.

Ich hatte mit einem Schleuser vereinbart, dass er uns in einem Boot nach Griechenland bringt. Vereinbart war es, mit insgesamt 35 Menschen in diesem Boot zu fliehen. Am Hafen sah ich jedoch, dass schon mehr als 60 Personen darin saßen. Wir weigerten uns, mitzufahren, weil es uns zu gefährlich erschien. Ich wollte mit

meiner Frau und meinen Kindern dort bleiben und auf das nächste Boot warten. Aber wir wurden mit Waffen bedroht, dass man uns umbringe, wenn wir nicht mit den anderen fliehen würden.

Das Schlimmste waren die Wellen, diese Wasserwucht. Ich habe ein Kind auf der einen Seite, das andere Kind auf dem anderen Arm getragen – und wir hatten noch unsere Koffer und unsere Kleidung dabei. Meine älteste Tochter hat so eine Angst bekommen, dass sie heute noch dran leidet. Sie hat durch die Flucht übers Meer, die Waffen und die Bedrohung noch heute Angstzustände. Sie ist oft sehr abwesend und hat Panik vor Menschen – wenn jemand ihr zu nahe kommt, denkt sie immer: „Diese Person will mich umbringen!“

In Athen haben wir dann wieder mit Schleusern vereinbart, dass sie mich und meine Familie an die Grenze bringen, wir sind dann zu Fuß nach

Nordmazedonien hinübergewandert. Wir sind so lange gelaufen, bis unsere Füße schon wund waren. Dort hat man uns nach dem langen Fußweg zunächst festgenommen, nach zwei Tagen bekamen wir unsere Papiere wieder und wurden entlassen. Nach einem Aufenthalt in Serbien und in Ungarn sind wir dann am 24. August 2015 in München angekommen.

„Heimat ist ein Stück Leben.“

Diese Dokumente tragen viele Erinnerungen

in sich, positive und negative. Positiv ist, dass ich mich durch sie an jene Zeit erinnere, als es mir und meiner Familie noch gut ging – zu meiner Zeit als syrischer Staatsbürger, zu der Zeit, als noch kein Krieg war, wo alles noch schön war, wo wir in Frieden gelebt haben. Negativ, weil wir natürlich aus unserer Heimat fliehen mussten.

Und Heimat bedeutet sehr viel für mich, weil sie mich daran erinnert, wie ich mein Leben aufgebaut habe. Ich war damals sehr arm, wir hatten nicht so viel Geld, und ich habe mit Mühe und mit eigener Kraft ein Stück Zukunft, ein kleines Haus gebaut. Heimat ist ein Stück Leben. Ich habe meine ganze Kindheit dort verbracht und dort auch geheiratet, meine Kinder sind dort geboren – das verbinde ich alles mit Heimat.

Wir haben uns inzwischen aber auch so sehr an Bad Sooden-Allendorf gewöhnt, dass wir sagen können: Das ist eine zweite Heimat für uns! Ich kann klar und deutlich sagen, dass ich nicht nach Syrien zurückgehen möchte – ich würde dort niemanden antreffen, ich habe weder Familie, noch Nachbarn, noch Freunde mehr dort. Es sind neue Menschen in mein Haus eingezogen. Es würde mir wehtun, das alles noch einmal zu sehen. Es ist alles zerstört worden, es sieht alles anders aus. Wir würden es gar nicht wiedererkennen.



Symbolbild

Fahrrad

Christian Pelikan

Flucht am 12.08. 1989 von Weimar / ehemalige DDR >
Ungarn > Österreich > Deutschland

Gegenstand: Fahrrad

“

*Man geht drauf zu und weiß: Das kann scheitern,
und ich bezahle es vielleicht mit dem Leben.*

”



Seit ich denken kann, war der Fluchtgedanke immer da. Ich wollte in diesem Land nicht beerdigt werden. Ich habe vermisst, ein eigenständiges Leben zu führen, und fühlte mich total eingeschränkt. Daraufhin wollte ich etwas verändern, aber es ging nicht, weil das System es nicht zuließ. Ich wollte mich aufmachen, eigenständig arbeiten, darüber natürlich auch einen gewissen Wohlstand schaffen und auf dem Weg des Erfolgs wachsen. Diese Möglichkeiten gab es nicht. Da ich das System nicht ändern konnte, musste ich weg.

Ein Freund von mir, mit dem ich zusammen arbeite, sprach mich an, ob ich mit ihm im Mai 1989 nach Ungarn fahren wolle. Das habe ich irgendwie verpasst, und er kam aus Ungarn nicht zurück. Er rief mich irgendwann bei der Arbeit an: „Ich sitze hier in Berlin in einer Pizzeria!“ Da war ich wie vor den Kopf geschlagen, weil das damals niemand erwartet hat. Ich setzte mich damit auseinander. Im Juli fuhr ich dann selbst nach Budapest. Erst einmal musste ich einen Antrag stellen,

dass ich Urlaub bekomme – und wo ich hinfahren wollte. Dann musste der Betrieb diesen Urlaub über den Kaderleiter genehmigen lassen. Damit es nicht zu auffällig war, sagte ich, dass ich nach Bulgarien fahren wolle, und wartete auf die Genehmigung des Urlaubes und das Visum. Am ersten Tag meines eingereichten Urlaubs bestellten sie mich um 10 Uhr ins Büro. Mein Direktor war ein entspannter Typ, ein großartiger Mensch. Er schob mir die Unterlagen rüber, guckte mich an und sagte: „Wir wissen beide, dass du dort nicht ankommst. Viel Glück!“ Er wusste, dass ich gehe.

Eine Flucht war ja kein Gedanke, der von heute auf morgen erwachte, und es war auch kein Gedanke, der scheitern durfte, denn den hätte man mit dem Leben bezahlt. Wenn man nur einen Versuch hat wie diesen bei der Flucht damals, dann muss alles stimmig sein. Ich musste mich vorbereiten, ich musste akribisch recherchieren, und dann musste ich meinen Weg finden. Wenn man irgendwo an einen Punkt fährt,

wo man nur den Horizont sieht und über diesen Horizont hinauswill, dann weiß man nicht, was einen dahinter erwartet. Und dann ist da die Barriere, die man überwinden muss, das ist ein ganz komisches Gefühl. Man geht drauf zu und weiß: Das kann scheitern, und ich bezahle es vielleicht mit dem Leben.

Um eine Flucht zu ermöglichen, braucht man ja mehrere Sachen. Zum einen das Auto, meinen Lada, um an den Fluchtpunkt zu kommen. Das Rennrad, denn wenn ich mit dem Auto zu nahe an die Grenze gekommen wäre, wäre es ja ersichtlich gewesen, dass das nicht normal ist, also musste man mit dem Fahrrad weiter. Und dann, für den elektrischen Zaun, einen Bolzenschneider mit Asbestgriffen. Bereits kurz vor der ersten Grenze von der DDR nach Tschechien ist mir dann allerdings eingefallen, dass diese Gegenstände im Auto ja darauf hinweisen würden, dass ich irgendwas ... da musste ich mir ganz schnell erst mal eine Geschichte ausdenken. Es wurde aber zum Glück nicht darauf eingegangen.

„Jetzt 60 Sekunden warten – und dann Vollsprint in diese Richtung!“

Ich musste das Auto in Ungarn irgendwo abstellen, damit es nicht gleich jemand sah, und dann ging es über die Felder. Ich bin fast keinen Meter aufrecht gelaufen, sondern nur gerobbt. Den ersten Zaun habe ich nicht trennen müssen, weil dort gerade Zaunarbeiten waren. Dort bin ich aufrecht gegangen. Das war mein großer Fehler, denn die sind Patrouille gefahren. Ich habe sie zum Glück eher gesehen, als sie mich. Verstecken wäre Blödsinn gewesen, weil das Gelände zwischen den zwei Grenzabschnitten gepflügt war, und ihr Hund hätte mich ja auch irgendwann gerochen. „Dann bleibst du einfach stehen, machst auf blöd und sagst, du hättest dich von Österreich her verlaufen.“ Sie kamen dann auch und forderten mich auf, mich auszuweisen. Die beiden waren mein Alter, etwa 19 Jahre. „Papiere habe ich nicht dabei, ich bin einfach nur wandern.“ Sie verstanden mich nicht. Ich probierte es auf Englisch, aber das klappte auch nicht.

Russisch habe ich nicht angefangen, da hätte ich mich ja verraten. Wir kamen irgendwie nicht weiter. Dann ging einer von beiden mit seinem Funkgerät weg – da dachte ich, es ist aus. Der ruft jetzt jemanden an. Doch dann gab mir der andere zu verstehen: „Jetzt 60 Sekunden warten – und dann Vollsprint in diese Richtung!“ Inmitten von wildem Hopfen und Dornen kam ich an, und dort war dann der eigentliche Zaun. Die beiden Grenzposten fuhren mit dem Jeep weg.

Ich bin dann über diesen alten Zaun geklettert, auf der anderen Seite in die Weinfelder und zum nächsten Dorf. Dort ging ich zur Gendarmerie und sagte, dass ich geflüchtet sei. Man gab mir ein Bett, eine Fahrkarte nach Wien und noch ein bisschen Handgeld, damit konnte ich mir ein Wasser kaufen. Schließlich bin ich in Gießen gelandet.

Die Erfahrung aus meiner Flucht ist, dass jeder Mensch eine Chance verdient hat – und für uns als Gesellschaft auch eine Riesenchance ist.

So war die Flucht mit Erfolg gekrönt. Doch wenn man dann wieder in sein Leben eintauchen will, steht man mit nichts da. Man kann erst einmal überhaupt nichts machen, weil vom eigenen Leben eigentlich nichts mehr da ist.

Natürlich wollen sich alle Menschen, wenn sie sich auf die Flucht machen, verbessern – es wird niemand eine Flucht ergreifen, um sein Leben zu verschlechtern. Menschen machen sich auf, um ihr Leben zu verändern, und bereichern letzten Endes auch Gesellschaften. In der großen Welle der DDR-Flucht waren es viele junge Menschen, die sich da aufgemacht haben, die selbstständig denken konnten, die top ausgebildet waren – das ist ja eine Bereicherung auch für die Gesellschaft hier gewesen.



Becher

Juan Jeria Naranjo

Geboren am 6.4.1958 in Chile

Flucht 1979 aus Chile
Route: Chile > England >
Spanien/Frankreich > Kassel

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 21 Jahre

Gegenstand: Becher und ein Lied

“
*Wenn man in der Ausgangssperre erwischt wurde,
wurde man nicht gefragt, was man gemacht hat, oder
festgenommen, sondern manchmal einfach erschossen.*

”



CHILE > ENGLAND >

Es fing alles im Jahr 1970 an, als in Chile eine sozialistisch-progressive Regierung an die Macht kam. Der neue Präsident hieß Salvador Allende. Ich war noch ein Kind mit meinen zwölf Jahren. Ich habe miterlebt, welche Veränderungen das für uns in dieser knappen Zeit – er war nur drei Jahre an der Macht – waren. Die sozialistische Regierung wollte ein besseres Leben für das Volk ermöglichen, für die Arbeiterklasse, und das haben wir gespürt. In der Schule bekam zum Beispiel jedes Kind Zugang zu einem Liter Milch, das war für uns damals undenkbar. Wir konnten auch in der Schule essen, alles war umsonst, auch unsere Bücher.

Chile war zu der Zeit ein Land, das von Geld regiert wurde, von mächtigen Familien. Die neue Regierung hat viele Sachen verstaatlicht, zum Beispiel die Kupferminen, die damals immer von ausländischen Betrieben geführt wurden – und alles, was Chile an Reichtum hatte, wurde ins Ausland geschickt. So vergingen die Jahre, und die mächtigen Leute der Gesellschaft wollten das nicht erlauben und haben daher gegen die Regierung gearbeitet – so weit, dass sie das Militär motivierten, am 11. September 1973 einen Militärputsch zu machen. Da fing die Verfolgungen an. Ich war mittlerweile 15 Jahre alt und habe die

Ungerechtigkeiten miterlebt. Es wurden viele Leute verfolgt, viele kamen ins Gefängnis oder gingen ins Asyl – und viele verschwanden einfach. Auch wir leisteten Widerstand gegen die Militärregierung, wir protestierten und haben uns in der Schule organisiert.

Das waren richtig gefährliche Jahre, weil die Militärdiktatur gegen alles schrecklich brutal vorging – man durfte sich nicht mit Freunden treffen, man durfte nichts machen, nicht auf die Straße gehen. Ich habe meine ganze Jugend unter der Sperrstunde gelebt – bis ich das Land 1979 verlassen habe. Wenn man in der Ausgangssperre erwischt wurde, wurde man nicht gefragt, was man gemacht hat, oder festgenommen, sondern manchmal einfach erschossen.

„Ich bin immer noch unterwegs.“

Ich wollte nicht unter dieser Militärdiktatur leben. Ich war ein junger Mann mit vielen Zielen, die ich nicht erreichen konnte. So kam es, dass ich irgendwann angefangen habe, einen Job zu machen, um Geld zu sparen und ein Ticket zu kaufen. Das war im Juni 1979. Mein Job hat nur für ein Hin-Ticket gereicht. Ich sage immer, wenn

ich meine Geschichte erzähle: „Ich bin immer noch unterwegs.“ Mein Rück-Ticket habe ich noch nicht gekauft.

Mein Ziel war damals England. Und so bin ich in London gelandet. Nach einem Jahr ging ich nach Spanien. Dort hatte ich den Vorteil der Sprache, ich musste keine neue lernen. Dort bin ich zwei, drei Jahre geblieben und habe „überlebt“. Als junger Mann hat man keine Angst, man lebt einfach mal in den Tag hinein, man braucht auch nicht viel. In Bilbao hatte ich dann eine deutsche Freundin, die mich nach Kassel eingeladen hat. In diesen zwei Wochen habe ich viele Leute aus Südamerika kennengelernt, die eine ähnliche Geschichte wie ich hatten – Leute aus Bolivien, Uruguay, Chile. Ich fühlte mich so wohl in Kassel, dass ich dort geblieben bin. Die Menschen dort haben mir auch geholfen, die Sprachschule zu besuchen, und sie haben mich unterstützt, meine Ausbildung zu machen.

„Es sind dann nur die Erinnerungen, die bleiben.“

SPANIEN/FRANKREICH > KASSEL

Das Schwierigste war, meine Familie zu verlassen. Es sind dann nur die Erinnerungen, die bleiben. Ich habe den Tag, an dem ich das Land verlassen habe, noch genau in meinem Kopf. Wegen der Diktatur konnte ich nicht zurückkommen. Die waren nach meinem Weggang noch 17 Jahre an der Macht. In dieser Zeit sind viele aus meiner Verwandtschaft gestorben – mein Vater, meine Mutter, viele Onkel und ein paar Geschwister. Das war das Schwierigste – auf einmal ohne die Unterstützung von meiner Familie mein Leben zu gestalten.

Wenn man in ein fremdes Land kommt, ist man nicht gleich da. Man fühlt sich nicht gleich heimisch. Das geht nicht von heute auf morgen, sondern man braucht Zeit, um so viele Sachen zu bearbeiten. Irgendwann fängt man an, alles zu verstehen – die Mentalität, den Humor der Leute, die Art und Weise, wie die Leute handeln. Und dafür braucht man die. Man muss immer selbst zu den anderen rausgehen. Ich habe nie meine Vergangenheit aufgegeben. Das ist immer da, und die Erinnerungen sind immer da, und das ist etwas, das bei mir bleibt. Ich habe andere Sprachen gelernt, andere Kulturen und Menschen kennengelernt, aber ich weiß: Meine Kindheit war in Chile, und das wird immer so bleiben.

Die Geschichte des Bechers hat einen traurigen Hintergrund. Bis heute suchen wir einen Freund von uns, unser Nachbarkind sozusagen. Er war damals ein Jugendlicher, der während der Diktatur verschwunden ist. Er wurde festgenommen – wir wissen, wo sie ihn hingebracht haben, und wir wissen auch, was ihm passiert ist, aber wir haben seinen Körper nie gefunden. Ich habe ihn etwa zehn Tage vor seinem Verschwinden noch getroffen. Wir haben ihn gewarnt, er solle sich nicht zeigen, weil er vom Militär verfolgt wurde. Er sagte, dass er das wüsste. Er hat wahrscheinlich dem Druck nicht standgehalten und sich freiwillig dem Militär gestellt. Das muss Ende September gewesen sein, und im Oktober ist er dann mit vier anderen Jugendlichen, die ich auch aus unserer Stadt kannte, verschwunden.

Ich war vor fünf Jahren in Chile in meiner Heimatstadt San Antonio, da wurde ein Gedenktag für sie abgehalten. Man sagt, die vier Jungs seien aus dem Helikopter ins Meer geworfen wurden. Ich konnte zum Glück diesen Jahrestag mit der Verwandtschaft der Leute verbringen und an sie erinnern. An diesem Tag wurde mir die Tasse überreicht.

Es gibt ein Lied der Gruppe „Illapu“, die sich in Nordchile gegründet hat. Sie hat damals in den 70er Jahren die sozialen Probleme zu Musik gemacht. Ende 1973 haben sie ein Konzert in meiner Stadt gegeben. Das war für mich die erste politische Veranstaltung gegen die Militärdiktatur. Die Gruppe hat eine Tour durch Europa gemacht, und sie durften danach auch nicht wieder nach Chile zurück, sie haben politisches Asyl in Frankreich bekommen.

Diese Gruppe hat ein Lied kreiert, das „Tres Versos Para Una Historia“ – „Drei Verse für eine Geschichte“ – heißt. Sie versetzen sich in dem Lied in die Geschichte eines Vaters, der verschwunden ist und der seiner Familie sagt: Sie sollen ihn nicht vergessen, er ist nicht für immer weg, er wird zurückkommen. Diese Geschichte bricht mich immer. Es sind so viele Leute verschwunden, auch viele Frauen.



Taufkleid

Elfriede Scharf

Geboren am 16. März 1931

Alter zum Zeitpunkt der Flucht/Deportation: 21 Jahre

Gegenstand: Taufkleid

Deportation 1952 aus dem damaligen DDR-Grenzstreifen (Hülfsberg/Geismar im Eichsfeld) über mehrere Stationen bis nach Wanfried/Eschwege

Wir wussten nicht, wo es hinging, das war das Schlimmste. Mein Bruder und ich hatten erst die Absicht, aus dem Zug zu springen, aber du kamst ja gar nicht heraus. Wir sagten uns: „Komm, wir hauen ab. Mutter und Vater können sie nicht viel antun, die sind alt, aber uns beide haben sie sonst.“ Das war aber nicht möglich – die hätten uns auf der Flucht erschossen.



DEPORTATION AUS DEM DAMALIGEN DDR-GRENZSTREIFEN >

„Flüchtlinge sind das größte Ungeziefer, was es gibt!“

Ich war das jüngste von acht Geschwistern.

Am 5. Juni 1952, dem Sonntag nach Pfingsten, kam meine Mutter mir aufgebracht entgegen und sagte: „Die Henker waren da!“ Mein Vater saß in der Küche und weinte. „Wir müssen raus. Wir werden zwangsevakuert. Sie meinen, wir wären nicht linientreu.“ Meine Mutter sagte: „Wir müssen dafür sorgen, dass wir einen Lastwagen kriegen, damit wir einige Möbel mitnehmen können, sonst kommen wir weg ohne was.“ Ich habe nur gefragt: „Aber wohin denn?“ Sie hat mich eindringlich angeschaut: „Das wissen wir nicht. Es kann sein, dass wir nach Sibirien oder sonst wohin in Russland müssen. Wir wissen es nicht.“ Ich bekam einen Schreikrampf. Dann bin ich zu meiner Freundin gegangen und habe ihr alles erzählt. Sie

nahm mich in den Arm und sagte: „Hier, das nimmst du mit! Das ist die Kette von deiner Erstkommunion.“ Sie hat sie mir in eine Tasche gesteckt. Es war ein Geschenk zur Kommuniionsfeier – das einzige, was ich damals bekommen habe und das ich immer noch von zu Hause habe. Und einen Rosenkranz habe ich noch, den hatte ich auch in der Handtasche. Ich habe ihn zur Kommunion von einem Jagdfreund meines Vaters bekommen.

„Sie haben uns behandelt wie die Viecher.“

In Heiligenstadt stand ein riesengroßer Zug mit Waggons, da mussten wir alle hinein. Wir waren mit zwei oder drei Bauernfamilien in einem Waggon. Mann hatte kaum so viel Luft gelassen, dass wir atmen konnten. Vorne und hinten standen Russen mit schussbereiten Maschinen-

pistolen. Mittags um ein Uhr herum ging es los. Wir wussten nicht, wo es hinging, das war das Schlimmste. Mein Bruder und ich hatten erst die Absicht, aus dem Zug zu springen, aber du kamst ja gar nicht heraus. Wir sagten uns: „Komm, wir hauen ab. Mutter und Vater können sie nicht viel antun, die sind alt, aber uns beide haben sie sonst.“ Das war aber nicht möglich – die hätten uns auf der Flucht erschossen.

In Halle haben wir das erste Mal Halt gemacht, da durften wir aussteigen und auf Toilette gehen. Dann sind wir weiter nach Wolfen bei Halle in ein Lager gekommen. Als wir ausgestiegen sind, haben die Kirchenglocken den Sonntag eingeläutet. Da ist kein Auge trocken geblieben. Meine Cousine war dabei, die hatte ein acht Monate altes Kind. Ich sagte: „Anni, dass du mitgegangen bist!“ Da sprach sie: „Die wollten mich an die Wand stellen, wenn ich nicht mitgehe.“

MEHRERE STATIONEN BIS NACH WANFRIED/ESCHWEGE

Wir kamen schließlich nach Beesenstedt in ein riesengroßes Gut. Es wurden ein paar Säcke und Decken hingelegt, auf denen wir schlafen konnten, wir bekamen auch etwas zu essen. Mehr gab es nicht – sie haben uns behandelt wie die Viecher, auf Deutsch gesprochen. In Wanfried haben sie später immer zu uns gesagt: „Kartoffelkäfer!“ und „Flüchtlinge sind das größte Ungeziefer, was es gibt!“ So haben sie uns behandelt hier drüben.

Wir sind immer wie Flüchtlinge behandelt worden, immer. Ich bin nachher schon mal ins Kino gegangen, wo ich Geld verdient habe, das hat glaube ich 70 Pfennig gekostet. Da wurde gesagt: „Das wollen Flüchtlinge sein – und können ins Kino gehen?“ So sind wir behandelt worden.

Im Grenzmuseum gibt es heute noch ein großes Buch, in dem festgehalten ist, was damals alles geschehen ist. Da steht am 6. Juni 1952: „Zwangsevakuierung, Parole Ungeziefer.“ Viele Bauern haben sie damals mit dem Güterzug von Heiligenstadt weggebracht, und da waren wir mit dabei. Ich habe gedacht: „Schlimmer kann es ja im Krieg nicht gewesen sein.“ Wenn ich Monate oder Jahre danach Waggons gesehen habe, habe ich immer Gänsehaut gekriegt. Ich wusste: Da warst du mal drin, das war furchtbar. Auch wenn ich heute daran denke, oder wenn ich Flüchtlinge sehe, kann ich das manchmal nicht ertragen. Auf der Flucht bin ich 21 Jahre alt geworden.

Als ich mit meiner Tochter schwanger war, hat meine Tante mir das Kleid geschickt. Das ist ein Kleid, in dem mein Bruder 1915 getauft worden ist, und ich als letztes. Auch meine Kinder sind alle darin getauft worden. Das ist Handarbeit und inzwischen 105 Jahre alt, das Kleidchen. Das haben viele Kinder schon angehabt, die getauft worden sind. Es gibt einen rosa Rock drunter und einen hellblauen. Wenn’s ein Mädchen war, kam rosa drunter, und wenn es ein Junge war, kam hellblau drunter.



Terrine, Tanzfächer, stehendes Kreuz

Walter Wolf mit Ingeborg Wolf

Walter Wolf, geboren am 3.8.1929 in Luditz (Patenstadt von Bad Sooden-Allendorf) mit Ingeborg Wolf, geboren 31.12.34 in Beuten, ehemals Oberschlesien

Zwangsaussiedlung 1946 von Luditz (Sudetenland) nach Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 17 Jahre

Gegenstände: Terrine, Tanzfächer, stehendes Kreuz

“
Wir waren als Deutsche praktisch Menschen zweiter Qualität, wir mussten weiße Armbinden tragen, alle Wertsachen abliefern, keiner durfte mehr Eigentum haben, das war schlimm.
”



ZWANGSAUSSIEDLUNG VON LUDITZ (SUDETENLAND) >

Wir wurden kurz nach dem Zweiten Weltkrieg zwangsweise ausgesiedelt. Die neuen tschechischen Eigentümer des Sudetenlandes vertrieben nach und nach alle Deutschen, sie wollten keine Deutschen mehr in ihrem Land haben, obwohl die Grenzregion – das Egerland, in dem ich zu Hause war – als Teil des Sudetenlandes fast nur deutschsprachig war.

Es war eine schwierige, ungesetzliche Zeit. Bei Kriegsende im Mai 1945 hatten wir schon selbst Flüchtlinge aufgenommen – Schlesier auf der Flucht vor der Roten Armee, die dann weiterzogen nach Westen, um in die amerikanische Zone zu kommen. Bereits im Februar 1945 hatten wir die Anweisung bekommen, Ausgebombte aus Dresden aufzunehmen, ein Arztheppaar, das noch da war, als die Tschechen mein Geburtshaus, das Haus meiner Eltern, beschlagnahmten. Das wurde ganz einfach tschechisches Staatseigentum, wir mussten alles stehen und liegen lassen. Wir kamen provisorisch bei Verwandten unter.

Wir waren als Deutsche praktisch Menschen zweiter Qualität, wir mussten weiße Armbinden tragen, alle Wertsachen abliefern, keiner durfte mehr Eigentum haben, das war schlimm. Ich war

damals 14 Jahre alt. In Luditz habe ich zum Glück eine Arbeit aufnehmen können, als die Tschechen dort waren, um nicht in die Kohlengruben zur Zwangsarbeit weggeschafft zu werden wie etliche andere meines Jahrgangs – fast Kinder noch, die dann unter Tage arbeiten mussten.

Man war Freiwild. Die Tschechen haben uns ausgenutzt und die schlechtesten Arbeiten machen lassen. Der tschechische Eigentümer der Gärtnerei war auch sehr rigoros, aber er hatte unter der russischen Besatzung auch zu leiden. Die russischen Soldaten waren noch schlimmer als die Tschechen, die jagten die deutschen Frauen. Meine Mutter musste sich mit der Ärztin verstecken. Und so ging es vielen anderen Frauen, es waren schreckliche Zeiten.

Wir wurden Ende März 1946 in Aussiedlertransporten zusammengestellt. Wir mussten zum Marktplatz in Luditz kommen und unser Gepäck mitbringen, das wir mitnehmen wollten. Pro Familie – nicht pro Person – 30 Kilo Gepäck, aber wir hatten kaum etwas, was wir mitnehmen konnten, weil wir alles ja schon verloren hatten. Von dort kamen wir in ein ehemaliges Reichsarbeitsdienstlager in Buchau, das auch zum Kreis Luditz gehörte, dort wurden wir nochmals gefilzt

– was den Tschechen gefiel, wurde uns weggenommen.

Mein Großvater zog seinen besten Anzug an, als es hieß, er werde weggeschafft. Er hatte sich in den Anzug Geld ins Futter eingenäht, damit er unterwegs was dabei hatte. Als er vor der Verladung stand, sagte der Tscheche, der das Haus übernahm, zu ihm: „Anzug ausziehen, der ist zu schön, der bleibt hier.“ Das war grausig.

Es wurde ein Zug aus 30 Güterwaggons zusammengestellt, und in jedem der Güterwaggons befanden sich 30 Personen. Wir wurden unterwegs mit einer Gulaschkanone versorgt, es gab auch etwas zu trinken. In den Waggons waren allerdings keine Toiletten, sondern nur Eimer, und wenn wir irgendwo auf der Strecke hielten, mussten die Eimer ausgeleert werden. Der Zug fuhr nach Marktredwitz, dort wurden wir in deutsche Güterwaggons umgeladen. Am 1. April fuhren wir los, und am 4. April kamen wir im Werratal in Bad Sooden-Allendorf an.

„Es waren primitive Zeiten.“

DEUTSCHLAND

hatten eine Einliegerwohnung oben im Dachgeschoss, da wohnte eine Kriegerwitwe, und die hatte den Mut, als die Tschechen einmal nicht da waren, aus dem, was da weggeworfen war, Sachen herauszuholen und für uns zu retten. Das Kreuz hat uns die älteste Schwester meiner Mutter in unser Aussiedlungsgepäck mitgegeben. Aber sonst war alles weg.

Der Fächer stammt von einer alleinstehenden Dame, aus Marienbad ausgesiedelt, die hier praktisch Familienmitglied war. Sie hatte auch nicht mehr sehr viel von zu Hause, nur ihr Tanzstundenkleid und ihren Fächer. Sie war mit meiner Schwiegermutter befreundet. Um mir eine Freude zu machen, schenkte sie mir das Kleid und den Fächer. Der ist von 1921, handbemalt und handbeschriftet, wie es halt üblich war – anscheinend vom Tanzstundenherrn gestaltet.

„Dass es dann hier wieder eine katholische Gemeinde gab, war wie zu Hause.“

Luditz war katholisch, es gab nur eine einzige evangelische Familie. In Bad Sooden-Allendorf war alles evangelisch, es gab zwei große Kirchen – und eine kleine Kapelle für die vielleicht

50 Katholiken. Wo jetzt die St. Bonifatius-Kirche steht, befand sich die kleine Kapelle, in der die Gottesdienste abgehalten wurden. Das hat uns Halt gegeben. Man konnte nicht alles in der Kirche miterleben, sondern musste zum Teil draußen zuhören, weil es zu viele Menschen waren. Damals war Pater Schiffer hier, der sehr viel Verständnis für die Heimatvertriebenen hatte, und der uns, die ausgesiedelt, vertrieben oder geflüchtet waren, eine Heimat gegeben hat. Auch Ausgebombte aus dem Rheinland waren dabei. Deswegen wurde dann auch die große Kirche gebaut, weil die kleine Kapelle nicht mehr ausreichte. Dass es dann hier wieder eine katholische Gemeinde gab, war wie zu Hause.

Durch die eigene Erfahrung hat man Verständnis für die, die jetzt durch kriegerische Verhältnisse flüchten müssen, die keine Perspektive mehr haben, die vor dem Nichts stehen, ausgebombt, verfolgt, wehrlos, schutzlos. Wir haben damals erlebt, wie schwierig es war, wenn man als eigener Volksangehöriger und Vertriebener Schwierigkeiten hatte, im eigenen Land aufgenommen zu werden. Es ging in manchen Verhältnissen gut, in manchen schlechter. Wir wurden zum Glück assimiliert, und es ist gutgegangen.



Tischdecke

Jennet Adelbieva

Geboren am 17.2.1974

Flucht aus Tschetschenien 2000 nach Deutschland

Alter zum Zeitpunkt der Flucht: 26 Jahre

Gegenstände: Wörterbuch (Deutsch – Russisch, Russisch – Deutsch) Fotoapparat. Tischdecke, Kette

“
Aber bei uns war Krieg – wir saßen ständig auf gepackten Koffern. Jede Minute konnten Bomben einschlagen. Auf den Straßen fuhren Panzer, über uns folgten die Militärflugzeuge – ich wollte nicht, dass die Kinder das alles sehen. Ich hatte immer schreckliche Angst, wenn die Kinder nicht bei mir waren, dass ihnen etwas zustoßen könnte.
”



TSCHETSCHENIEN > DEUTSCHLAND

Wir sind vor allem deswegen weggegangen, weil die Kinder groß geworden waren und zur Schule mussten. Aber bei uns war Krieg – wir saßen ständig auf gepackten Koffern. Jede Minute konnten Bomben einschlagen. Auf den Straßen fuhren Panzer, über uns flogen die Militärflugzeuge – ich wollte nicht, dass die Kinder das alles sehen. Ich hatte immer schreckliche Angst, wenn die Kinder nicht bei mir waren, dass ihnen etwas zustoßen könnte. Unser Sohn ging damals schon in die Vorklasse. Deswegen fuhr ich aufs Land zu meinen Eltern und ließ ihn dort einschulen. Aber auch dort wurde es bald gefährlich.

Ich war unter unseren Geschwistern die Einzige, die wegging. Meine Schwestern waren noch da und meine Mutter – es fiel mir sehr schwer, sie zurückzulassen, und ich habe mich später immer sehr nach ihnen gesehnt. Sie haben mir furchtbar gefehlt. Ich habe mich trotzdem entschieden zu gehen, denn auch die Kinder hatten große Angst vor dem Krieg. Sie wussten, was das bedeutet. Immer, wenn ein Flugzeug zu hören war, bekamen sie Angst – auch als sie erfuhren, dass wir selbst zum Flughafen fahren

müssen, um das Land zu verlassen. Sie hörten dann, dass sie in Deutschland zur Schule gehen und in Ruhe mit andern Kindern spielen können, dass dort kein Krieg mehr sein wird. Da wurde es besser.

Es war schwierig, überhaupt nach Deutschland zu kommen, das Visum dafür zu erhalten, denn in Tschetschenien gab es das nicht. Wir mussten zuerst nach Moskau fahren, und es hat sehr lange gedauert, bis wir das Visum dann ausgestellt bekamen. In Moskau lebten wir von April bis Juli bei meiner Schwester. So lange mussten wir auf das Visum warten.

Auf der Botschaft dort wurde uns gesagt: „Ihr bekommt hier diese Dokumente, die sind in Ordnung.“ Aber als wir sie dann an der Grenze vorzeigen mussten, wurde uns klar, dass da steht: Wir wohnen in Moskau, wir arbeiten dort, wir erhalten da ein Einkommen. Das stimmte ja alles nicht, also waren es falsche Dokumente. Deswegen war es für mich immer ein großer Stress, wenn ich sie vorzeigen musste.

Wir bekamen von Bekannten, die vor uns ausgereist waren, Tipps für unsere Flucht: Wenn wir gefragt werden würden, dann sollten wir erklären, dass wir touristisch unterwegs sind, dass wir für zwei Wochen in den Urlaub fahren. Jedes Mal, wenn man uns nach dem Ziel unserer Reise fragte, gaben wir das vor. Man sagte uns auch: Nehmt nur wenig Gepäck mit, nicht so viele Wechselklamotten, sondern einfach nur zwei Taschen. Dann fällt das nicht so auf. Wir entschieden uns dann, nur für die Kinder Sachen mitzunehmen. Wir selber, mein Mann und ich, hatten nur das Nötigste dabei, was wir am Leib trugen. Als wir dann in Deutschland angekommen waren, haben wir die alten Dokumente weggeschmissen.

Am Anfang blieb diese Angst von damals – immer, wenn die Kinder hier in den Kindergarten oder in die Schule gingen, dachte ich noch, dass es gefährlich ist, dass ich aufpassen muss. Wenn ich allein zurückblieb, schlug mein Herz plötzlich wie wild, und ich machte mir große Sorgen und Vorwürfe: Du musst doch gucken, wo sie sind und wie es ihnen geht! Diese alte Angst um die

Kinder hat sich noch lange fortgesetzt. Nach einem halben Jahr beruhigte ich mich allmählich. Die Kinder kamen ja jeden Tag glücklich nach Hause, hier war kein Krieg!

„Wir Menschen müssen gut zueinander sein, dann ist alles ganz leicht.“

Heimat bedeutet für mich Ruhe, Kraft und Energie, die du von deinen nächsten Angehörigen bekommst. Ich erzähle den Kindern heute noch oft von unseren Bräuchen, außerdem sind sie im Kontakt mit den Verwandten, sie können ihre Muttersprache Tschetschenisch sprechen, die sie in ihren frühen Jahren gelernt haben, und sie telefonieren regelmäßig mit den Großeltern.

Für die Zukunft wünsche ich meinen Kindern natürlich vor allem, dass sie Arbeit finden und ein glückliches Leben führen. Ich selbst habe hier mein Zuhause gefunden. Ich war 26 Jahre lang in Tschetschenien in meiner alten Heimat – und bin

jetzt schon 21 Jahre hier in der „neuen“ Heimat. Was für mich wirklich Heimat geworden ist, sind die Freunde und die Bekannten. Ich habe die Möglichkeit gehabt, an einem Sprachkurs teilzunehmen, und wir haben im FamilienZentrum die deutsche Sprache gelernt – das hat mir geholfen, Kontakte zu finden. Daraus sind viele sehr gute Freundschaften entstanden.

Für mich ist eigentlich am wichtigsten, dass die Menschen einander helfen und dass man über Fehler, die keine große Bedeutung haben, auch einfach mal hinwegsieht. Wir Menschen müssen gut zueinander sein, dann ist alles ganz leicht. Vielleicht ist es einfach eine Charakterfrage, aber ich bin zufrieden, und ich kann auch Menschen nicht verstehen, die über alles klagen. Ich weiß, was es bedeutet, wenn irgendwo Krieg ist und du da weggehen musst. Dann bist du dankbar, dass du ein Zuhause gefunden hast.

Ich habe ein Wörterbuch mitgenommen, Deutsch – Russisch, Russisch – Deutsch, und einen Fotoapparat. Beides war ebenfalls wichtig, um wie Touristen zu wirken. Wir machten aus

diesem Grund unterwegs auch Bilder, falls man die Filme kontrolliert hätte. Dieser Fotoapparat ist noch aus der alten Zeit von damals.

Die Tischdecke ist Teil meiner Aussteuer, wie man in Deutschland sagt. Das ist in Tschetschenien so Brauch – bei der Heirat wird die Braut von ihren Eltern ausgestattet, sie bekommt Möbel und andere Haushaltsgegenstände. Ich habe diese Tischdecke von meiner mitgenommen, ich verwende sie immer noch hier im Alltag.

Bereits während des ersten Tschetschenien-Krieges im Jahr 1994 waren wir in die Türkei gereist, meine Tochter wurde dort geboren. Meine Mutter gab mir damals diese handgemachte Kette mit, weil sie sagte: Du brauchst so etwas dort bei der Geburt, damit alles gutgeht. Die Tischdecke und die Kette erinnern mich beide an meine Mutter.

DANKSAGUNG

Wir danken folgenden Kooperationspartner*innen von ganzem Herzen. Erst durch ihre Förderung und die fruchtbare Zusammenarbeit ist die Realisierung dieser Ausstellung möglich geworden.

Projektteam

Aristan Atalan • Übersetzung/ Projektassistenz

Eva Herrmann • Übersetzung

Svenja Marchand • Projektassistenz

Wolfgang Meibohm • Homepage

Annette Ruske-Wolf • Projektleitung

Michael Schiwon • Fotoarbeiten

Marcus Schmidt • Konzept & Gestaltung

Stefan Schwidder • Interviews

Melanie Windus • Projektassistenz

Bürgerstiftung Werra-Meißner-Kreis

Gemeinwesenarbeit in Stadtteilen/Quartieren mit besonderen sozialen und integrationspolitischen Herausforderungen (Hessisches Sozialministerium)

Grenzmuseum „Schiffersgrund“

Hessisches Ministerium des Innern und für Sport (das Projekt ist Gewinner des Landespreises „Flucht, Vertreibung, Eingliederung 2021“)

Hessische Staatskanzlei

Kulturförderung Werra-Meißner, Kreisausschuss des Werra-Meißner-Kreises

Landesprogramm „WIR – Vielfalt und Teilhabe“ des Hessischen Sozialministeriums

Lions Club Eschwege

Lions Club Eschwege-Werratal

Matthias-Kaufmann-Stiftung Hessisch Lichtenau

Partnerschaft für Demokratie im Werra-Meißner-Kreis

Rotary Club Eschwege

Seniorentreffpunkt Stadt Bad Sooden-Allendorf

Verein für Heimatkunde e.V. Bad Sooden-Allendorf

Stadt Bad Sooden-Allendorf/Tourismus- und Kur-Anstalt des öffentlichen Rechts

Das Logo

Unser Dank gilt den Studentinnen und Studenten des 2. Semesters der DIPLOMA Hochschule im Studiengang: Master Creative Direction, Studiengruppe: MCD 04/20 TZ V01, sowie Prof. Martina Wetzel und Prof. Dr. Andreas Lanig, die während eines Semesters mit uns im regen Austausch waren und für unser Projekt das Design entworfen haben. Mit dem Logo „we.re.member“ haben sie die Idee der Ausstellung eindrucksvoll auf den Punkt gebracht. Denn wir sind gleichermaßen Erinnernde und Betroffene und alle Mitglieder der menschlichen Gemeinschaft.



we.re.member

Wir bedanken uns im Besonderen bei den interviewten Menschen und ihren Familien. Wir haben großen Respekt vor ihrer Geschichte und danken von Herzen, dass sie ihre Geschichten und oft schmerzhaften Erinnerungen mit uns geteilt haben und wir diese einer Öffentlichkeit zugänglich machen dürfen.

Der Stiftung der VR Bank Mitte „Herz für die Region“ danken wir sehr für die freundliche, finanzielle Förderung, mit deren Unterstützung wir dieses Buch zur Ausstellung drucken konnten.





**Ausstellung Fluchtgegenstände –
Eine Brücke zwischen alter und
neuer Heimat**

1. Auflage 2022 | Limitiert auf 100 Stk.

© 2022 by Annette Ruske-Wolf,
FamilienZentrum Bad Sooden-Allendorf e.V.
Weberstraße 48, 37242 Bad Sooden-Allendorf

Die Verwertung der Texte und Bilder, auch aus-
zugsweise, ist ohne Zustimmung des Familien-
Zentrums BSA e.V. und Frau Ruske-Wolf urhe-
berrechtswidrig und strafbar. Dieses gilt auch
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmungen und für die Verarbeitung mit
elektronischen Systemen.

Gestaltung, Satz und Druckvorstufe:
m.schmidt Markenkommunikation

Fotos:
Michael Schiwon

Die Texte, Interviews und die Gegenstände
sind von der Autorin und dem FamilienZentrum
Bad Sooden-Allendorf e.V. sorgfältig erwogen
und geprüft, dennoch kann eine Garantie nicht
übernommen werden.

Eine Haftung der Autorin und ihrer Beauftrag-
ten für Personen-, Sach- und Vermögens-
schäden ist ausgeschlossen.